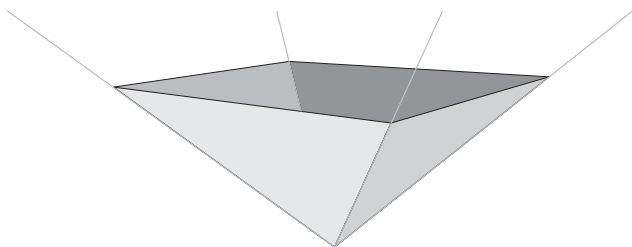


Tom Hillenbrand

HOLOGRAMMATICA

Thriller



Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2018

© 2018, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln

Umschlagmotiv: Ouchi-Spillmann-Vasarely illusion

© Akiyoshi Kitaoka 2012

© KANZEN

Gesetzt aus der Quadraat

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-05149-0

Ich hatte es fast. In der Mitte gibt es diese Stelle, wo das Tenorsaxofon wie ein betrunkenen Gigolo um die Trompete herum-scharwenzelt, sich entfernend, sich heranpirschend. Wenn Trane die Passage spielt, hört man die blaue Lok förmlich durch die Nacht stampfen. Mein »Blue Train« klingt, als ob der Heizer vor dem Ofen eingeschlafen wäre. Aber diesmal war ich ganz gut, auf jeden Fall näher dran als je zuvor. Das Sax tat, was es wollte. Was es sollte. Das Tao des Bebo. Ich hatte es fast.

Aber dann haute mich die Türklingel raus. Womit der Zug für heute wohl abgefahren ist.

Es klingelt schon wieder. Seufzend setze ich das Instrument ab. John Coltrane schaut mich fragend an.

»Das war besser«, sagt er. »Versuch es gleich noch mal.«

Ich ignoriere den holographischen Musiklehrer, stelle das Instrument auf den Ständer und sage dem Haus, es möge eine Verbindung zur Gegensprechanlage herstellen. Vor mir erscheint ein Fenster, in dem eine Frau mit asiatischen Gesichtszügen zu sehen ist. Ich tippe auf Japanerin.

»Ja, bitte?«, sage ich.

»Guten Abend. Darf ich hochkommen?«, fragt sie auf Englisch, mit leichtem französischen Akzent.

Es ist schon nach zehn. Nicht, dass ich Öffnungszeiten

hätte, aber die meisten Klienten tauchen zwischen acht Uhr morgens und fünf Uhr abends auf. Was keineswegs bedeutet, dass mich nicht schon welche um Mitternacht aus dem Bett geklingelt hätten. Aber dass jemand in Fleisch und Blut so spät vorbeikommt? Eher ungewöhnlich.

»Abend. Geht es um einen Auftrag?«, frage ich.

»Ja.« Kurze Pause. »Es geht um Ihr Spezialgebiet.«

Mein Saxspiel meint sie bestimmt nicht. Ich bitte sie hoch, vierter Stock links, die Tür mit dem Milchglas und der Aufschrift: »G. K. Singh. Quästor«.

Einen Fahrstuhl gibt es nicht. Das verschafft mir ausreichend Zeit, von meiner Wohnung in mein Büro im selben Stockwerk gegenüber zu wechseln und mich hinter dem Schreibtisch zu verschanzen. Im Vorbeigehen werfe ich einen Blick in den Garderobenspiegel. Ich trage ein graues Kapuzenshirt mit einem prominenten gelben Fleck in der Bauchgegend (es gab Vindaloo). Außerdem könnte ich eine Rasur gebrauchen. Ich kann eigentlich immer eine Rasur gebrauchen, verdammte Bengalen-Gene. Kurz erwäge ich, einen Anzug über mein Freizeitoutfit zu projizieren, entscheide mich jedoch dagegen. Wer zu dieser späten Stunde kommt, muss den Froschprinz nehmen, wie er ist.

Ich lausche dem Knarzen der Treppenstufen. Kurz darauf höre ich, wie sie die nur angelehnte Vordertür öffnet und eintritt. Sekunden später steht sie vor meinem Schreibtisch. Sie ist um die sechzig und in etwa so kurvenreich wie ein Röntgenbild. Ihr schwarzer Businesszweiteiler ist angesichts der späten Stunde entschieden zu knitterfrei – Holopolish, vermutlich. Ob sie ihr Gesicht ebenfalls digital glatt gebügelt hat? Ich stehe auf und reiche ihr die Hand. Sie greift danach. Meine ist schön warm. Ihre ist eisig.

»Guten Abend, Mrs. ...?«

»Pierrette Mumeishi.« Sie lässt meine Hand los. »Mister Singh? Mister Galahad Singh?«

»Derselbe.«

Wir setzen uns. Sie lehnt mein Getränkeangebot ab. Stattdessen holt sie eine Mappe aus ihrer Aktentasche.

»Ich möchte Sie beauftragen, eine Person zu finden.«

Ich nicke. Sie wischt in der Luft herum, das Eins-zu-Drei-Holo einer Frau erscheint auf meinem Schreibtisch. Sie ist schlank, ganz in schlichtes Schwarz gekleidet. Die dunkelblonden Haare sind zurückgebunden – insgesamt eher der praktische Typ. Sie dürfte Ende dreißig sein. Ihre dunklen Augen verraten mir, dass sie intelligent ist und außerdem unglücklich. Könnte zusammenhängen.

»Juliette Perrotte, siebenunddreißig, wohnhaft in Paris. Sie ist Softwareentwicklerin und arbeitet bei Cryptocarbon.«

»Sagt mir nichts«, erwidere ich.

Sie mustert mich einen Moment lang und beschließt dann, dass ich nicht die verlorene Tochter meine, sondern die Firma.

»Klein, aber fein. Cryptocarbon entwickelt Verschlüsselungsverfahren für Uploads.«

Ich tippe mit einem Finger gegen meine Schläfe und schaue Mumeishi dabei fragend an. Sie nickt.

»Genau solche Uploads, ja. Juliette ist am 14. April nicht zu einem Geschäftstermin erschienen, persönliches Meeting mit ihrem Chef, morgens um elf, unweit des Trocadéro. Zumindest ist das bisher mein bester Anhaltspunkt. Vielleicht ist sie auch schon vorher verschwunden – die zwei Tage davor hat sie von zu Hause gearbeitet. Wie ihr Privatleben war, mit wem sie abends ausgegangen ist, das wissen wir nicht genau. Insofern lässt sich auch nicht mit Bestimmtheit ermitteln ...«

»Entschuldigen Sie, wenn ich Sie hier kurz unterbreche, Mrs. Mumeishi. Aber könnten wir noch mal einen Schritt zurückgehen?«

Sie guckt etwas unwirsch, ärgert sich offenbar, dass ich sie unterbrochen habe, wo sie gerade so schön in Schwung war. Ich denke an mein entgleistes Saxsolo. Ausgleichende Gerechtigkeit ist das, mehr nicht.

»Zurück?«, fragt sie.

Ich lächele einen Tick zu breit. Ist eine meiner Maschen. Der dunkle Teint lässt mein Lächeln besonders strahlend wirken. Dazu mache ich meine tiefbraunen Augen weit auf. Das verfehlt selten seine Wirkung. Mumeishi scheint für mein Geklimper jedoch nicht empfänglich zu sein.

»Könnten Sie mir zunächst sagen, in welchem Verhältnis Sie zu Miss Perrotte stehen?«

»Ich bin Anwältin, Mister Singh.«

Das wusste ich natürlich schon. Mumeishi redet schnell und sie redet viel, immer ein Hinweis auf Jurisprudenz. Mein Vater sagt gerne: Wenn du einen Anwalt erschießen willst, ziel einfach auf seinen Mund. Den zu verfehlen, ist unmöglich.

Was ich eigentlich wissen will: Wer hat Mumeishi mandatiert? Sie tut mir den Gefallen.

»Ich arbeite für Chenelle Perrotte, die Mutter von Juliette«, sagt sie. Sie schnippt mit den Fingern. In ihrer Hand erscheint eine blütenweiße Visitenkarte. Sie wirft sie. Das Ding dreht sich vor mir in der Luft und verharrt dort. »P. Mumeishi. Avocat. 45 r. Érad, 75012 Paris«.

Ich sage dem System, es möge die Karte archivieren, woraufhin diese auf die Schreibtischplatte hinabsegelt und allmählich transparent wird. Albern, so was. Anwälte eben.

Als Nächstes erzählt mir Mumeishi die Geschichte. Sie äh-

nelt jener, die ich meist zu hören bekomme, eigentlich immer. Nachdem sich die kleine Juliette in Luft aufgelöst hat, bekommen es ihre nahen Verwandten, in diesem Fall die Mama, mit der Angst zu tun. Sie ruft Juliettes Ex-Freund an, ihren Ex-Ex-Freund und ihre beste Schulfreundin. Keiner von denen hat die Vermisste gesehen, seit Jahren. Spätestens in diesem Moment dämmert der Mutter, dass sie erschreckend wenig über das Leben ihrer Tochter weiß und niemanden aus deren sozialem Umfeld kennt. Als Nächstes läuft Chennelle Perrotte zur Polizei, um eine Vermisstenmeldung aufzugeben. Die Beamten erklären ihr, dass es jedermanns gutes Recht sei, spontan zwei Wochen in die Berge oder ans Meer zu fahren, ohne Mutti Bescheid zu sagen.

»Madame Perrotte ist äußerst wohlhabend«, fährt Mumeishi fort. »Sie hat mithilfe ihres Amanuensis eine immense Menge an Datenquellen angezapft. Doch es ist rein gar nichts dabei rausgekommen. Deshalb ist sie davon überzeugt, dass Juliette das Opfer eines Verbrechens geworden sein muss.«

»Voreilige Schlussfolgerung«, erwidere ich.

»Inwiefern?«

»So ein Amanuensis ist nicht sehr clever.«

»Mister Singh, Sie können mir glauben, dass meine Klientin den Besten besitzt, den man kaufen kann.«

»Bestimmt. Wenn die Vermisste trotz mehrtägiger Beobachtung nicht auftaucht, ist sie möglicherweise gekidnappt worden. Oder aber«, ich zeige auf Mumeishis perfekt sitzenden Hosenanzug, »sie hat einfach ihr Aussehen verändert. Weil sie nicht gefunden werden will.«

»Eine Holomasque ist natürlich denkbar. Meine Klientin hält diese Erklärung allerdings für unwahrscheinlich. Sie kennt ihre Tochter sehr gut. Juliette würde so etwas nie tun.«

Auch den Satz habe ich schon oft gehört.

»Also. Übernehmen Sie den Fall?«

»Gerne«, lüge ich.

»Ihr Preis?«

»Tausend Eurodollar am Tag, für die ersten zehn Tage. Plus Spesen. Fünftausend Vorschuss.«

Mumeishi macht ein empörtes Gesicht. »Das ist eine stattliche Summe.«

»Ja. Aber dafür gehe ich der Angelegenheit auch persönlich nach. Keine automatisierten Suchroutinen. Hand- und Fußarbeit vor Ort.«

»Und wenn Sie sie nicht finden?«

»Haben Sie die Wahl. Entweder entziehen Sie mir das Quästorat. Oder ich lasse die Sache niederschwellig weiterlaufen. Kostet dann nur noch tausend die Woche.«

Mumeishi zieht die Brauen hoch. »Also doch automatisierte Suchroutinen.«

»Suchroutinen basierend auf Daten aus zehn Tagen persönlichen Ermittlungen. Ich werde ihre Wohnung auf den Kopf stellen, ihre Bekannten interviewen, ihr ganzes Leben inspizieren. Das erhöht die Treffsicherheit erheblich. Aber wenn sie in den ersten zehn Tagen nicht wieder auftaucht, liegt die Wahrscheinlichkeit, dass sie überhaupt noch gefunden wird, statistisch betrachtet bei unter einem Prozent. Das ist dann wirklich eher ein Fall für einen Amanuensis.«

Sie legt eine Hand auf die Mappe. »Es gibt noch eine Sonderbedingung.«

»Und zwar?«

»Sie können mit jedem sprechen, aber nicht mit der Mutter.«

Meine Stirn legt sich in Falten. »Warum nicht?«

»Sie ist sehr angegriffen, gesundheitlich. Die Sache mit Juliette hat Madame Perrotte stark mitgenommen – sie ist ihr einziges Kind. Wenn Sie Fragen an sie haben, müssen Sie das über mich machen.«

»Meinetwegen. Noch was?«

»Bitte, Mister Singh.«

»Warum ich? Warum kein Quästor aus Paris?«

»Aus Gründen der Diskretion. In Paris kennt jeder jeden. Außerdem habe ich Gutes über Sie gehört.«

»Hm. Dann haben wir einen Deal«, erwidere ich.

Sie schiebt mir die Mappe rüber. »Das sind alle relevanten Unterlagen, die meine Mandantin und ich besitzen. Außerdem ist eine Schlüsselkarte drin, für Juliettes Apartment.«

»Gut. Ich melde mich, sobald ich etwas habe, Mrs. Mumeishi.«

Wir erheben uns. Ohne sie anzuschauen, sage ich: »Menschen tun manchmal seltsame Dinge. Deshalb ist jedes Detail wichtig. Falls Ihnen also noch etwas einfallen sollte, rufen Sie mich an, jederzeit.«

Dann wende ich mich Mumeishi zu und halte ihr meine Hand hin. Sie greift danach und schaut mir in die Augen, so kurz wie irgend möglich. Anschließend macht sie auf dem Absatz kehrt und verlässt mein Büro. Ich bleibe neben dem Schreibtisch stehen, bis das Geräusch ihrer Stiletto verhallt ist.



Ich kehre in mein Apartment zurück. Es besteht aus einem Schlafrum, einer kleinen Küche, einem großen Gym und einem loftmäßigen Wohnzimmer, durch dessen Panoramafenster man einen spektakulären, genauer gesagt spekta-

kulär hässlichen Blick auf den Eisenbahnknoten nördlich von King's Cross hat. Mein Ex wollte immer, dass wir stattdessen eine Panoramasicht des Regent's Park hineinholographieren, oder vielleicht das Themseufer nahe der Tower Bridge. Nicht mit mir. Ich will das echte Camden sehen.

In einer Ecke sind neben dem Sofa meine beiden Saxofone aufgebaut, ein Tenor und ein Alto. Dahinter erstreckt sich eine gut sechs Meter lange weiße Wand, meine Milchtütenwand. Ihr wende ich mich nun zu. Das mit den Milchtüten ist ein etwas makabrer Scherz, den heutzutage keiner mehr versteht. Vor über hundert Jahren war es üblich, die Gesichter von vermissten Kindern auf Getränkekartons zu drucken. Warum man das tat, erschließt sich mir nicht. Die Polizei war offenbar der Meinung, es würde zu sachdienlichen Hinweisen führen, wenn sich schlaftrunkene Menschen morgens beim Müsliessen von einem verschwundenen Kind anstarren lassen. Klingt bekloppt, aber so war's. Deshalb nennen wir unsere Vermissten ebenfalls Milchtüten. Ist nicht übermäßig witzig, zugegeben. Es sei denn, man hat so einen verkorksten Humor wie ich.

Die Milchtütenwand ist nicht wirklich weiß. Sie ist voller Notizen, die man aber nicht sieht, weil Holotextur darüberliegt. Auch wenn es mein Job ist, möchte ich beim Frühstück nämlich nicht von Vermissten angestarrt werden. Nun aber bitte ich das Haussystem, die Holocamouflage auszublenden. An der Wand erscheinen drei Fotos, zwei Männer, eine Frau. Das Mädchen ist vorletzte Woche reingekommen. Einer der Männer hängt seit Monaten dort. Seine Verwandten zahlen dennoch brav weiter, sie geben die Hoffnung nicht auf. Niemand versteht das besser als ich. Die andere männliche Milchtüte ist ein Spezialfall, lange Geschichte.

Ich nehme mir Mumeishis Mappe vor. Die darin liegenden Blätter sind natürlich holographiert. Als Erstes clippe ich Perrottes Foto und klebe es an die Wand, und zwar so, dass darunter reichlich Platz für Notizen bleibt. Danach lasse ich mich aufs Sofa fallen und lese. Ich erfahre im Wesentlichen, was mir Mumeishi bereits berichtet hat, angereichert mit weiteren Details. Juliette Perrotte scheint eine sehr talentierte Programmiererin gewesen zu sein. Statt allerdings bei einem Supernational anzuheuern, arbeitete sie bei Cryptocarbon, als Chefentwicklerin. Ihre Wohnung liegt im Marais. Perrottes Mutter macht nichts, sie ist einfach nur vermögend. Einen Vater scheint es nicht zu geben.

Zwischendurch stehe ich immer wieder auf und schreibe mit einem Holopen an die Wand. Ich lege außerdem ein paar leere Karten an: »Wohnung«, »Masques (?)«, »Freunde« und »Arbeit«. Dies sind die Punkte, die ich baldmöglichst abarbeiten muss. Man tut das besser heute als morgen, bevor die Spur erkaltet. Bei der Polizei gilt die Regel, dass die ersten achtundvierzig Stunden entscheidend sind. Danach ist den Erinnerungen der Zeugen nicht mehr zu trauen, Fußabdrücke sind verwischt, DNA-Partikel verweht.

Bei Verschwundenen ist die Sache nicht ganz so dramatisch. Wenn sie einem Verbrechen zum Opfer gefallen sind, gilt selbstverständlich auch für Quästorate die Achtundvierzig-Stunden-Regel. Falls die Milchtüte sich aber schlichtweg aus dem Staub gemacht hat, produziert sie weiter Daten. Niemand kann sich ewig in einem abgelegenen Motel verstecken. Irgendwann muss er oder sie essen, sich die Beine vertreten, dunkle Begierden befriedigen, was auch immer. All dies spielt dem Quästor in die Hände. Vor allem dann, wenn er den Vermissten kennt, mit all seinen Macken. Eine

Wohnungsbegehung ist folglich das Erste, was ich absolvieren muss. Danach will ich mit Juliettes Arbeitgeber sprechen. Ich suche mir die Adresse von Cryptocarbon heraus und diktiere eine Mail. Als Nächstes bitte ich meine Amanuensis-Software, mir die Verbindungen nach Paris anzuzeigen. Der letzte Flug von London-Britannia geht in einer halben Stunde, der nächste morgen um sechs Uhr fünfzehn. Ich frage nach Alternativen. Mit einem Nightcar wäre ich schon um vier Uhr morgens dort. In diesen rollenden Särgen schlafe ich immer wahnsinnig schlecht. Doch irgendein Gefühl sagt mir, dass es ein Fehler wäre, bis morgen früh zu warten.

Seufzend sage ich dem Amanuensis, dass er mir eines rufen soll. Bevor ich zum Packen ins Schlafzimmer gehe, werfe ich einen wehmütigen Blick auf das Tenorsax. Ich war so nah dran. Ich hatte es fast.



Ein gemeiner Ton dringt an mein Ohr. Kurz nach der Ausfahrt aus dem Tunnel muss ich weggedämmert sein. Nun liege ich in dem nach hinten geklappten Sessel des Nightcars und reibe mir den Schlafsand aus den Augen.

»Wo sind wir?«, frage ich.

»Sie haben Ihr Ziel erreicht«, schnarrt das Nightcar. Ich setze mich auf und schaue aus dem Fenster – zweifelsohne Paris, zweifelsohne Perrottes Adresse – 75, rue Vieille du Temple. Das Display zeigt halb vier Uhr morgens an. Welcher Teufel hat mich da bloß geritten? Egal, ich ziehe das jetzt durch. Nachdem ich ausgiebig gegähnt habe, fahre ich den Sessel in eine aufrechte Position, greife nach meiner Tasche und steige aus. Lautlos zischt das Nightcar davon. Nach der

Fahrt in dem leicht überheizten Auto empfinde ich die kühle frische Luft als sehr angenehm. Ich schaue die Rue Vieille du Temple auf und ab. Eine hübsche Straße, mit alter Bausubstanz, Cafés und kleinen Boutiquen. Im Erdgeschoss von Perrottes Haus befindet sich eine Patisserie, die ich später vielleicht aufsuchen werde. Darüber thront ein Gebäude aus dem siebzehnten oder vielleicht sogar sechzehnten Jahrhundert, vier Stockwerke. Juliette Perrotte gehört eine der Dachgeschosswohnungen. Früher einmal wäre eine Immobilie dieser Art für Normalsterbliche unbezahlbar gewesen. Aber in Zeiten der Unterbevölkerung muss man nicht mehr obszön reich sein, um so zu wohnen. Da können sich das mitunter auch Angestellte leisten. Ich gebe den Digicode aus dem Dossier ein und drücke die Haustür auf. Es gibt einen Fahrstuhl. Ich nehme die Treppe, in der Hoffnung, dass dies meinen Kreislauf in Gang bringt. Oben angekommen, ziehe ich Mumeishis Schlüsselkarte aus der Jackentasche und halte sie gegen die Tür. Mit einem Schnappen springt das Schloss auf.

Der Flur ist lang und mit Parkett ausgelegt, an den Wänden hängen einige Gemälde. Sie zeigen düstere Gestalten, unter anderem einen Riesen, der gerade einen Menschen auffrisst. Ich halte meinen Fingerring darauf und frage die Amanuensis-Software. Goya, sagt sie. Es handelt sich nicht um Drucke, die Bilder sehen echt aus. Aber was heißt das schon, heutzutage.

Bevor ich weitermache, hole ich meine Strippergoggles hervor. Die Wohnung ist eher unordentlich, die Flächen sehen aber alle aus wie geleckert. Es mag daran liegen, dass Juliette Perrotte einen Putzfimmel hat. Wahrscheinlicher ist, dass sie Holopolish auf Wände und Böden gekleistert hat. Macht fast jeder. Wir leben eben in einer oberflächlichen Welt.

Meine Stripper sind nur Level III, aber das sollte reichen. Mit der Brille kann ich die oberen Schichten des Holonets verschwinden lassen. Nun, da ich sie aufhabe, bemerke ich kleinere Abweichungen. Der Parkettboden ist etwas stärker abgewetzt, als man zuvor sah. Die hübsche Kommode zu meiner Rechten wird nun durch einen unschönen Kratzer verunziert. Es sind Kleinigkeiten, aber vielleicht ist eine davon wichtig.

Vom Flur gehen vier Türen ab: Bad, Küche, Wohnzimmer, Schlafzimmer. Ich schaue mich in allen Räumen kurz um. Dabei wechsele ich immer wieder zwischen der kompletten Hologrammatica und der abgespeckten Stripper-Ansicht. Als ich fertig bin, mache ich mir in der Küche einen Kaffee und setze mich damit auf Perrottes Designersofa.

Mademoiselle haben es nicht nötig, etwas in ihre Fenster zu projizieren. Das echte Panorama ist spektakulär genug. Ich öffne die Glastür und trete hinaus auf den schmalen Balkon. Wie es sich für einen echten Touristen gehört, suche ich zunächst nach dem Eiffelturm. Meine geografischen Kenntnisse der Stadt sind eher rudimentär, aber eigentlich müsste man ihn von hier aus bewundern können. Doch er ist nirgends zu sehen.

Ach, natürlich. Der eine Kaffee hat augenscheinlich nicht gereicht. Der Eiffelturm, also der ursprüngliche aus Stahl, ist vor fünfzig Jahren gesprengt worden, von Terroristen. Was für Terroristen? Habe ich vergessen. Auf jeden Fall ist der neue Eiffelturm eine Holographie, doppelt so hoch wie der alte, damit man ihn besser sehen kann.

Dass ich nichts sehe, liegt an den Goggles, die sich noch immer auf meiner Nase befinden. Öffentliche Gebäude sind Level IV, weswegen meine Strippergoggles sie herausrechnen. Ich nehme die Brille ab. Gegenüber erscheinen Gera-

nien in einem Balkonkasten, an den Häuserfronten flackert Werbung auf. Und über den Dächern von Paris taucht der Eiffelturm auf. Er ist wirklich wunderschön.

Okay, genug Sightseeing. Zeit, ein wenig zu arbeiten. Ich fange im Wohnzimmer an. Perrotte mag offenbar Ledergarnituren – Ledersofa, Ledersessel, lederner Sitzsack. An den Wänden hängen noch mehr Bilder. Diesmal sind es alte Fotografien. Sie zeigen Männer in Helmen und Schutzbrillen, außerdem Fahrzeuge. Es scheint sich um irgendwelche archaischen Rennszenen zu handeln. In einem Regal stehen ein paar Bücher und Zeitschriften. Ich sehe viele französische Klassiker, aber auch eine Menge russisches Zeug im Original. Goya, Tschechow und Camus bestärken mich in meinem ersten Eindruck, dass diese Milchtüte eher der grüblerische, schwermütige Typ ist. Außerdem ist sie unordentlich. Überall liegt Zeug herum.

Während ich die Schubladen und den kleinen Sekretär in der Ecke flöhe, mache ich mir ein bisschen Musik.

»Die zehn zuletzt gespielten Songs nochmals spielen«, befehle ich dem Haussystem. Es kommt meiner Order umgehend nach. Perrotte hört Klassik. Auch meinen alten Jazz bezeichnen Banausen inzwischen als Klassik, aber dies hier ist das richtige Zeug. Tschaikowsky, glaube ich. Nach dem ersten Stück kommt dann allerdings Sib Stuk, wummernde, von Computern generierte Musik, nicht unbedingt mein Fall.

In Perrottes Schreibtisch finde ich nicht viel Interessantes, außer einem Kuvert mit einer Einladung – Büttenpapier, gedruckt, nicht holographiert. »Aubrie lädt ein« steht da. Es scheint sich um eine Geburtstagsfeier zu handeln. Die Party findet heute Abend statt, in einem Laden namens »La Marmotte«. Auch der Dresscode ist auf der Einladung vermerkt:

»Crazy Funky India«. Ein Lächeln schleicht sich auf mein Gesicht. Da kann ich ja gehen, wie ich bin, als lustiger Camden-Town-Maharadscha. Ich rufe mir eine Karte von Paris auf und lasse mir den Ort zeigen. Dann stecke ich die Einladung in die Innentasche meiner Jacke.

Als Nächstes knöpfe ich mir die Küche vor. Sie erzählt mir, dass Juliette so gut wie nie zu Hause isst. Sie hat eigentlich nur Kosmostars-Frühstücksflocken da und, wie ich bestätigen kann, ziemlich guten Kaffee. Es gibt auch ein paar Kochbücher, aber die sehen nicht gerade zerlesen aus. Ich will die Küche schon wieder verlassen, als mir ein dickes, in grünen Stoff gebundenes Buch auffällt, das zwischen »Die neue sibirische Küche« und »99 Brasserie-Klassiker« steht. Es sieht aus wie ein altmodisches Fotoalbum. Ich schlage es auf. Es ist tatsächlich eins. Abzüge auf weißen Papierbögen, darunter befinden sich handschriftliche Bildbeschreibungen. Ich schalte die Stripper ein, aber die Bilder verschwinden nicht. Sie sind allen Ernstes auf das Papier aufgeklebt.

Ich hocke mich an den Küchentisch und fange an zu blättern. Es gibt Bilder, die Juliette als Kind zeigen, an einem Strand, mit vielleicht fünf oder sechs Jahren. Darunter steht in akkuraten Druckbuchstaben: »Korsika, Winter 2060«. Dann sind da welche, auf denen sie um die zehn sein muss. Juliette trägt blaue Shorts und ein T-Shirt, neben ihr kniet eine Frau, die vermutlich ihre Mutter ist. Sie hat Wanderklamotten an – Kakishorts, Karohemd, klobige Stiefel. Dennoch erkennt man, dass sie eine Schönheit ist. Auch ein Mann ist im Bild, ebenfalls in Trekkingausrüstung. Aber er steht am Rand – ein Arm, ein Bein, sonst nichts. Im Hintergrund erkennt man einen Torbogen, wie von einer mittelalterlichen Befestigungsanlage. Die Bildunterschrift lautet: »Wandern mit der Fa-

milie«. Mit meiner Ringkamera fotografiere ich das Bild ab. Vielleicht kann der Amanuensis den Ort später identifizieren.

Je weiter ich blättere, desto älter wird das Mädchen auf dem Bild. Es bestehen keine Zweifel mehr, dass es sich um Juliette handelt. Als ich beinahe am Ende angekommen bin, ist da eine Seite ohne Foto. Man sieht noch Reste des Klebers, mit dem das fehlende Bild befestigt war. Darunter steht: »Unverkennbar Vater und Tochter«. Ich blättere zurück, suche nach weiteren Fotos des Vaters. Es gibt das bereits erwähnte angeschnittene Bild, auf dem nur Arm und Bein eines Mannes zu sehen sind. Ist das ihr Vater? Oder nur irgendwer, der durchs Bild lief?

Nachdem ich das Album zurückgestellt habe, gehe ich ins Schlafzimmer. Perrotte besitzt ein großes Futonbett. Daneben steht ein Nachttisch. Darauf befinden sich ein halb volles Wasserglas, ein altmodischer Notizblock und ein paar Stifte. Ich greife mir den Block und blättere mit dem Daumen durch die Seiten. Sie sind allesamt unbeschriftet. An der Decke über dem Bett hängt ein großer Holospiegel. Von dort schaut ein Kerl auf mich herab. Er hat Augen wie Kohlestücke und einen Fünf-Tage-Bart, der in Wahrheit ein Zwei-Tage-Bart ist. Seine Haare sind kaum länger als die Stoppeln an seinem Kinn. Er trägt eine grüne Lederjacke zu einem engen schwarzen Rolli und noch engeren schwarzen Chinos. Seine Züge wirken indisch, sein Teint erinnert an Milchkaffee. Apropos, er könnte noch einen gebrauchen, denn er sieht müde aus. Außerdem schaut er schon viel zu lange in den Spiegel, der eitle Fatzke.

Ich wende mich dem Kleiderschrank zu, der nach amerikanischer Fassung in eine Wandnische gebaut ist. Hinter den Schiebetüren verbergen sich einige säuberlich auf Bügel ge-

hängte Blankoanzüge, mattweiß, in verschiedenen Schnitten. Das Gros der Garderobe ist jedoch leger und in frischem Schwarz gehalten. Gerade will ich den Schrank wieder schließen, als ich ein kaum wahrnehmbares Summen vernehme. Ich benötige ein, zwei Sekunden, um zu kapieren, dass es von dem Fahrstuhl herrührt, der sich irgendwo hinter der Wand befinden muss. Wir haben vier Uhr morgens, weswegen ich lieber auf Nummer sicher gehe. Ich sage dem Haussystem, es möge die Musik abstellen und außerdem die Beleuchtung löschen. Rasch verschwinde ich im Wandschrank. Damit ich nicht an die Anzüge komme, schiebe ich sie etwas von mir weg und hocke mich auf den Boden, bevor ich die Schiebetür zuziehe.

Es dauert nicht lange, bis jemand zur Vordertür hereinkommt. Eine Stimme undefinierbaren Geschlechts sagt etwas, woraufhin das Licht im Schlafzimmer angeht. Der Kleiderschrank hat Lamellen. Ich kann nach draußen schauen. Zunächst sehe ich nur die Beine des Neuankömmlings. Die Gestalt misst etwa eins siebzig und ist mit ziemlicher Sicherheit eine Frau. Ich kann erkennen, wie sie vor dem Nachttisch niederkniet. Ich atme flach, bringe meine Augen so nah wie möglich an den Spalt zwischen zwei Lamellen. Sie hat mir den Rücken zugewandt und begutachtet den Notizblock. Die Frau trägt Jeans und Lederjacke. Braune Haare, kaukasische Züge – aber nein, das habe ich wohl nicht richtig gesehen. Ihre Haare sind eher blond, und ihre Hautfarbe ist weniger hell als gedacht, ähnelt eher meiner. Und sie trägt einen Samtblazer.

Moment mal.

Die Frau hält den Notizblock in der Linken, in ihrer anderen Hand hat sie einen Bleistift. Ich kann nun ihr Gesicht

erkennen. Sie besitzt asiatische Züge, ihre schwarzen Haare sind zu Zöpfen geflochten. Ich muss mich beherrschen. Beinahe entfährt mir ein Laut des Erstaunens. Sie – wenn es denn wirklich eine Sie ist – trägt offenbar einen Jedermann-Anzug, auch Dickie genannt. Ich weiß um die Existenz dieser Dinger, aber ich hätte nie gedacht, jemals einen zu Gesicht zu bekommen. Nein, ich muss das anders formulieren. Es ist durchaus möglich, dass schon einmal jemand in einem Jedermann-Anzug an mir vorbeigelaufen ist. Aber es wäre mir entgangen, denn das ist schließlich der Sinn des Ganzen. Die Idee dieses Tarnanzugs ist schon über hundertfünfzig Jahre alt. Aber zu Zeiten des Pharmazeuten Kindred P. Dick, von dem das Konzept stammt, fehlten die technischen Voraussetzungen, ihn herzustellen. Der Dickie ist ein holographischer Anzug, jenen mattweißen Dingern, die in diesem Schrank über meinem Kopf baumeln, nicht unähnlich. Statt jedoch eine im Wesentlichen statische Holotextur zu projizieren – das Schwarz eines Smokings, ein Hahnentrittmuster –, ändert sich das gezeigte Bild ständig. Nicht nur die Kleidung, auch Gesichtszüge und Frisur changieren unaufhörlich. Dies geschieht langsam und fließend, damit es dem flüchtigen Betrachter nicht auffällt. Die Projektionen stammen aus einer Datenbank, welche die Holos von Millionen Personen enthält – daher der Name Jedermann-Anzug. Die Software des Dickie berücksichtigt dabei die Demografie der lokalen Bevölkerung. Wer den Anzug in Peking trägt, wird zu fünfundneunzig Prozent asiatische Gesichtszüge aufweisen. Wer darin durch Moskau spaziert, wirkt meistens kaukasisch.

In Städten ist der Jedermann die perfekte Tarnung. Er macht seinen Träger zum Mann in der Menge, zu einer Erscheinung, an die sich niemand richtig erinnern kann. Jeder-

mann-Anzüge sind ziemlich rar – sie sind quasi militärische Ausrüstung. Es dürfte einfacher sein, ein Sturmgewehr zu kaufen, als einen Dickie. Spezialeinheiten des EURUS-Innenministeriums benutzen so etwas, Profispione und vielleicht die Tunichtgute von der Solntsevskaya Bratva.

Ich betrachte die Umrisse der Frau. Zu wem gehörst du wohl? Sie ist immer noch mit dem Block zugange, schreibt etwas. Was macht sie da bloß? Als ich verstehe, was sie tut, spüre ich eine Mischung aus Scham und Ärger. Dass mir das nicht selbst eingefallen ist. Miss Dickie wendet einen der ältesten Schnüfflertricks an. Er funktioniert heutzutage nur noch selten, weil die meisten Menschen holographisches Papier verwenden. Aber neben diesem Block lagen Stifte. Und Stifte hinterlassen beim Schreiben Druckstellen auf der Seite darunter. Sie schraffiert deshalb mit einem Bleistift das leere Papier, um zu sehen, was auf dem darüber stand.

Es scheint, dass sie fündig geworden ist. Sie reißt das oberste Blatt ab und lässt es in einer Tasche verschwinden. Danach steht sie auf und geht. Ich höre die Vordertür zuschlagen. Das Licht erlischt.

Ich bleibe noch einige Minuten in meinem Schrankversteck, bevor ich herauskrieche. Sobald ich wieder im Schlafzimmer stehe, nehme ich mir ebenfalls den Block vor, in der schwachen Hoffnung, dass der Schraffiertrick auch beim nächsten Blatt noch funktioniert. Viel kommt dabei nicht heraus:

A m e d a

Andromeda? Achmed am irgendwas? Es könnte vieles bedeuten.

Das Schlafzimmer enthält ansonsten nichts Interessantes – ich hatte auf Sexspielzeuge oder Pornos gehofft, um etwas

über Perrottes Präferenzen zu erfahren, aber leider Fehlangezeige. Vermutlich ist sie hetero, so zumindest ist mein Eindruck. Das ist eine etwas dürftige Erkenntnis. Sexuelle Vorlieben sind einer der besten Datenpunkte, vor allem, wenn sie ausgefallen sind. Ich muss mehr über ihre Sozialkontakte herausfinden. Ein weiterer Grund, heute Abend auf diese Party zu gehen.



Es wird hell. Die Patisserie im Erdgeschoss hat allerdings noch nicht offen. Bedauerlich, denn mein Magen knurrt vernehmlich. Ich rufe mir die Adresse des Hotels auf, das der Amanuensis gebucht hat. Es liegt nicht allzu weit entfernt, irgendwo in der Nähe des Place des Vosges. Kann man laufen. Vielleicht macht mich das wacher. Ich spaziere verlassene Straßen entlang. In London wären um diese Zeit schon relativ viele Menschen unterwegs, aber hier nicht. Wie die meisten europäischen Großstädte hat Paris in den letzten Jahrzehnten massiv Einwohner verloren – nicht nur wegen der Seuche. Alles strebt nach Osten, ins Gelobte Land. Die Leute wollen nach Sibirien, ihr Glück machen oder zumindest keinen Hitzeschlag kriegen. Ich war vergangenes Jahr in ein paar mittelgroßen Städten im Süden und in der Zentralregion von EURUS. Auf den Straßen nur Alte und Asoziale, aber die Fassaden und Trottoirs durchweg proper, Holopoli sei Dank. Paris hat den Vorteil, dass es auch als begehrtes Museum einen Wert besitzt. In ein paar Stunden wird die Stadt voller Chinesen und Sibs sein, die gaffend durch dieses Disneyland europäischer Kultur stapfen.

Ich stapfe auch, nehme mir aber heraus, mich nicht zu den

Touristen zu zählen. Ich passiere eine Kirche namens Saint Paul sowie irgendein Museum. Alles ist tadellos in Schuss. In den vergangenen Jahren hat hier ein Rückbau stattgefunden. Etliche der modernen Scheußlichkeiten wurden herausretuschiert, darunter auch der entsetzliche Tour Montparnasse und die Neue Oper.

Nach einer Viertelstunde erreiche ich mein Domizil, ein Businesshotel mit zu viel Marmor in der Lobby. Ich bin natürlich zu früh, aber der Concierge verspricht mir, das Zimmer eiligst herrichten zu lassen. Währenddessen frühstücke ich. Nach einer großen Portion Rührei und zwei Croissants fühle ich mich deutlich besser. Mit einem Becher Kaffee hocke ich mich in die Lounge und vertreibe mir die Zeit mit den Nachrichten. Im Tal des Todes haben sie eine neue Rekordtemperatur gemessen, einundsiebzig Grad Celsius. Ein Streik droht, den Spacelift in New Albion lahmzulegen. In der Nähe von Jakutsk sind zwei neue Siedlungen eingeweiht worden, die zunächst vier Millionen aufnehmen können, später aber die fünffache Zahl beherbergen sollen. Außerdem haben die London Lions gegen Moskau verloren und liegen in den Lacrosse-Playoffs nun hinten. Da mir völlig schleierhaft ist, wie es zu diesem Desaster kommen konnte, rufe ich mir ein paar Spielszenen auf. Bevor ich sie anschauen kann, winkt mir der Concierge.

Ich schalte das Fenster ab und fahre hoch. Das Zimmer sieht okay aus. Man merkt, dass der Amanuensis dem Hotel meine Vorlieben übermittelt hat. Über dem Bett hängt eine Fotografie von Ryan Pfluger, im Flur eine von Robert Maplethorpe. Es gibt viel helles Holz, große Fenster, gedeckte Farben. Über dem kleinen Schreibtisch ist reichlich Platz für meine Milchtüten.

Nachdem ich mir mit der Zimmermaschine einen weiteren Kaffee gemacht habe, beginne ich, meine Inbox durchzusehen. Da ist eine Erinnerungsmail für den Cocktailempfang der INTERQUEST-Konferenz. Ich klicke sie weg. Viel wichtiger ist, dass ich eine Antwort von Juliette Perrottes Arbeitgeber erhalten habe. Ihr Vorgesetzter, ein Mann mit dem interessanten Namen 77C Fauchaux, wird mich empfangen, gegen elf.

Mir bleibt also ausreichend Zeit, noch ein paar Sachen zu recherchieren und ein kleines Nickerchen zu machen. Zunächst überspiele ich der Amanuensis-Software die Fotos aus Perrottes Album, mit der Bitte, die Aufnahmeorte zu recherchieren. Außerdem übermittle ich ihr den Namen der Dame, deren Party ich heute Abend crashen werde. Und ich bestelle mir ein Kostüm. Diese Feier scheint schick zu sein, weswegen ich da nicht in einem billigen Holofummel auftauchen kann.

Vor meiner Abreise hatte ich außerdem ein paar Streams eingekauft. Es gibt Millionen von Menschen, die auf ihren Häusern oder an ihrer Kleidung Kameras angebracht haben und ständig den öffentlichen Raum filmen. Die auf diese Weise generierten Videos sind in der Regel uninteressant und folglich ziemlich wertlos. Man kann sie kaufen, ein paar Tausend Stunden Material kosten nur wenige Cents. Mein Amanuensis, der ja im Wesentlichen eine Suchmaschine auf Steroiden ist, gleicht die Streams kontinuierlich mit Bildern von Perrotte ab. Die vage Hoffnung ist, dass meine Milchtüte an irgendeinem Flughafen oder sonst wo gesichtet wird. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass sie eine Holomasque verwendet.

So muss es auch in diesem Fall sein. Dem Amanuensis ist nichts ins Netz gegangen. Ich reibe mir die Augen. Eine

letzte Sache noch, dann haue ich mich hin. Ich gehe ins EU-RUS-Personenregister, für das ich über einen Strohmann einen halblegalen Account besitze. Ich rufe mir Juliette Perrottes Stammdatensatz auf. Die Infos stimmen mit denen von Mumeishi überein. Als Vater ist ein Jacques Perrotte eingetragen. Ich gehe zu seinem Datensatz. Dieser wurde außer Kraft gesetzt, da Jacques Perrotte seit zwanzig Jahren verschwunden ist.

Noch einer, der sich in Luft aufgelöst hat.

Verwunderlich ist es nicht. Vor zwanzig Jahren war der Sibtrek voll im Gange. Eine enorme Zahl von Westeuropäern machte sich aus dem Staub. Viele von ihnen ließen ihr altes Leben ganz bewusst zurück.

Ich verzichte darauf, für den alten Jacques ebenfalls eine Suchroutine einzurichten. Erstens ist es zu lange her. Zweitens jage ich bereits genug Geistern nach. Ich muss lächeln. Anfang des einundzwanzigsten Jahrhunderts soll es fast unmöglich gewesen sein, zu verschwinden. Es gab Überwachungstechnologien, die jeden binnen Sekunden aufspüren konnten. Nach dem Turing-Zwischenfall hat man diese ganze Spitzelsoftware abgeklemmt. Das ist gut so. Andernfalls wäre ich arbeitslos.

Mehr aus Gewohnheit denn aus Hoffnung schaue ich noch kurz nach, ob es irgendwas von Percy gibt. Aber natürlich ist mir auch zu dieser Milchtüte nichts ins Netz gegangen.

»Weckruf um zehn«, sage ich dem Zimmer.

Dann lege ich mich aufs Bett. An der Decke über mir ziehen blaue Schäfchenwolken vorbei. Kurz darauf bin ich eingeschlafen.



Als der Wecker klingelt, fühle ich mich, als sei ich gerade erst eingeschlafen. Ächzend erhebe ich mich. Ich schaue aus dem Fenster. Die Stadt wirkt wie eine schlechte Monochromprojektion. Ich wasche mir das Gesicht und fahre hinunter in die Lobby.

Als ich aus dem Hotel auf die Straße trete, trifft der Schub mich ohne Ankündigung und mit voller Wucht. Meine Brust fühlt sich an, als habe jemand sie mit Beton ausgegossen. Jede Bewegung fällt mir schwer. Depressionen gelten als mentales Problem. Den meisten Menschen ist deshalb nicht klar, wie enorm körperlich die Symptome sind. Es ist, als stecke man bis zum Hals in Industrieschlacke. Selbst der Griff nach einem Glas Wasser wird zu einer mühsamen Angelegenheit. Mal abgesehen davon, dass man gar keine Lust auf Wasser hat.

Normalerweise warte ich, bis die Scheiße vorüberzieht, wie ein Kapitän, der einen Sturm abwettert. Ich lege mich in meinem Apartment stundenlang auf den Teppich oder spiele den immer gleichen Saxlauf, in der Regel »Lonnie's Lament«. Aber nun muss ich zu diesem verdammten Interview und später sogar ... auf eine Party. Das Interview würde ich noch irgendwie hinkriegen. Als Depressiver lernt man, sozial zu funktionieren. Ich kann im tiefsten Tal sein und bei einem kurzen Gespräch oder Telefonat dennoch extrem gut gelaunt rüberkommen. Das kostet natürlich Kraft. Und danach ist alles noch viel schlimmer. Aber eine Party? Mit lauter Menschen? Nie und nimmer.

Ich hasse es, das zu tun, aber es muss wohl sein. An eine Hauswand gelehnt, hebe ich langsam meine Betonhand. Mit tonloser Stimme spreche ich in das Mikro meiner Armbanduhr: »Dispenser. Fluxovint, dreihundert Milligramm.«

Vor mir erscheint leuchtender Text: »Dosis wird vorbereitet. Doppelte Authentifizierung. Retina-Scan.«

Ich halte die Uhr vor mein rechtes Auge.

»Erste Autorisation erfolgt. Sagen Sie bitte das Passwort.«

»Bitches Brew«, antworte ich.

»Zweite Autorisation erfolgt.«

Ohne dass ich etwas davon merke, schleust der Dispenser dreihundert Milligramm Glücklicher in meine Blutbahn. Ich warte. Es dauert vielleicht eine Minute. Dann fühle ich, wie meine Glieder leichter werden. Die Welt scheint nun heller. Erstmals nehme ich den hübschen Jungen wahr, der ein paar Schritte weiter auf einer Parkbank sitzt. Ich bin nun wieder ein guter Quästor und ein miserabler Saxofonist. Gott, wie ich dieses Zeug hasse. Ich fahre mit der Linken über meinen Nacken und atme ein paarmal durch. Nicht ärgern. Zeit für die Show. Federnden Schrittes gehe ich auf eines der Taxis vor dem Hotel zu.

Eine Viertelstunde später stehe ich vor einem nichtssagenden Bürogebäude in der Nähe des Trocadéro. Aus der großen Zahl Namensschilder schließe ich, dass hier viele kleinere Firmen sitzen, die meisten vermutlich nur auf Zeit. Man nennt diese kleinen Start-ups Hit-and-Runs. Sie verlegen ihren Sitz alle paar Monate in die Stadt, die ihnen gerade die besseren Konditionen oder Subventionen bietet. Da die Räumlichkeiten in diesen Bürotürmen in der Regel genormt sind, müssen die Firmen lediglich ihre Holotexturen über die Einrichtung legen, und schon ist alles wie zuvor, inklusive Gummipalme und Mitarbeiter-des-Monats-Urkunde an der Wand.

Cryptocarbon sitzt im siebenundzwanzigsten Stock. Wie erwartet, handelt es sich um ein Blankobüro. Es gibt viel Holz und eloxiertes Aluminium, ganz nett eigentlich. Die

Vorzimmerdame begrüßt mich mit einem reizenden Augenaufschlag, für den ich nicht empfänglich bin. Ich klimpere trotzdem zurück. Vermutlich bin ich etwas manisch. Vielleicht hätten hundertfünfzig Milligramm auch gereicht.

Sie schickt mich den Gang hinunter, in einen Konferenzraum. Dort angekommen, nehme ich mir eine der bereitstehenden Limos und stelle mich damit ans Fenster. Es ist ein sonniger Apriltag, draußen hat es inzwischen um die sechsundzwanzig Grad. Noch vier oder fünf Wochen, dann wird es in Paris unerträglich sein. Ich vernehme Schritte und drehe mich um. Der Mann, der durch die Tür tritt, ist Ende vierzig. Er trägt ein Stehkragenhemd unter blauem Anzug in Windowpane-Muster, was ich ziemlich mutig finde. Sein Vollbart wirkt gepflegt, sein Körper einen Tick zu wohlgenährt.

»Monsieur Singh?«, sagt er. »Ich bin 77C Fauchaux, der Geschäftsführer.«

Wir reichen uns die Hände. Ich bedanke mich, dass er sich die Zeit nimmt. Wir setzen uns. Er legt seine haarigen Hände auf den Konferenztisch und spreizt die Finger. »Sie versuchen also, Juliette zu finden.«

»Das ist mein Job.«

Ich hole mein Notizbuch hervor. »Wenn ich richtig informiert bin, hatten Sie beide vor drei Tagen einen Termin, am vierzehnten?«

»Korrekt. Aber sie kam nicht.«

»Und wann haben Sie sie davor zuletzt gesehen?«

Fauchaux überlegt einen Moment. »Ist schon etwas her. Ich war ein paar Tage in Toronto, geschäftlich, bei einem unserer Partner dort. Danach wollte ich mit Juliette etwas durchsprechen. Sie leitete eines unserer wichtigsten Projekte.«

Ich schlage die Beine übereinander. »Worum ging es dabei?«

»Monsieur Singh, das ist ... sehr vertraulich.«

Statt zu antworten, schaue ich ihn fragend an. Er scheint einzusehen, dass er mir zumindest ein paar Details verraten sollte, wenn ich seine Chefprogrammiererin aufreiben soll.

»Sie wissen, woran wir hier arbeiten?«

»An Verschlüsselungsverfahren für irgendwelche Daten.«

»Nicht irgendwelche. Wir verschlüsseln ausschließlich Cogits. Unsere Verschlüsselungsverfahren sind sehr speziell. Maßgeschneidert für Uploads. Wie Sie sich vorstellen können, sind das so ziemlich die sensibelsten Daten, die es gibt. Darf ich fragen«, er lächelt, »ob Sie Quant sind, Monsieur Singh?«

Vor etwa gut vierzig Jahren gelang es erstmals, ein menschliches Gehirn komplett einzuscannen und digital nachzubilden. Das Ergebnis bezeichnet man als Cogit. Als Fauchaux fragte, ob ich auch Quant sei, fragte er eigentlich Folgendes: »Haben Sie Ihr Gehirn scannen und auf eine Festplatte bannen lassen? Haben Sie danach Ihr Kraniaum aufsägen und das Cerebrum herausnehmen lassen? Haben Sie sich stattdessen ein e-Cephalon einsetzen lassen, einen kleinen Quantencomputer, der sich nun dort befindet, wo vorher Ihre grauen Zellen waren?«

»Nein«, erwidere ich. »Ehrlich gesagt sind mir Uploads ein bisschen suspekt.«

Fauchaux nimmt sich eine Pervi Pepsi. Damit will er von dem ablenken, was in seinem Gesicht passiert. Er runzelt die Stirn, presst die Lippen aufeinander. Augenscheinlich hält er meine Einstellung für altmodisch und überkommen.

»In meinem Job bin ich keinen sonderlich großen Gefah-

ren ausgesetzt«, fahre ich fort. »Und wenn ich die Sache richtig verstehe, bringt der Wechsel ansonsten nicht allzu viel.«

Der Vorteil eines Cogits ist, dass man den Körper wechseln kann. Ein digitaler Verstand lässt sich in einen entsprechend präparierten Klon hochladen, allerdings nur für ein paar Tage. Danach muss man in die eigenen vier Wände zurück – in seinen Stammkörper. Ansonsten stirbt man. Warum? Niemand weiß es. Sicher ist lediglich: Geht man zu lange fremd, geht man drauf. Der einzige Vorteil der Upload-Technologie sind folglich Body Holidays. Hätte ich die heimliche Fantasie, einmal eine langbeinige blonde Quarktasche zu sein, würde ich es vielleicht machen. Habe ich aber nicht.

»Ich verstehe, was Sie meinen«, sagt Faucheux. »Die meisten denken so, noch. Aber die Technologie wird immer populärer werden, je näher wir der Lösung des Descartes-Conundrums kommen.«

»Des was?«

»Wissen Sie, was das Ein-Körper-Problem ist?«

Ich nicke. »Ein Quant kann seinen Stammkörper nicht länger als einundzwanzig Tage verlassen. Sonst ist es aus.«

»Korrekt. Braincrash – Absturz des Cogits mit kompletter Zerstörung der Datenstruktur. Gleichzeitig erleidet das Gefäß einen letalen anaphylaktischen Schock.«

»Gefäß?«

»So nennen wir einen uploadfähigen Klon.«

»Komischer Begriff«, sage ich.

»Ist aus dem Korintherbrief. ›Wir haben den Schatz in irdenen Gefäßen.‹ Auf jeden Fall kommt das Cogit nicht dauerhaft ohne den Stammkörper aus. Und ganz ohne Körper schon gar nicht: Wenn man versucht, ein Cogit in einer virtuellen Umgebung laufen zu lassen, also im nackten Rechner,

dann tritt der Braincrash sofort ein, nach Millisekunden. Es scheint eine Verbindung zwischen Körper und Geist zu geben, die wir noch nicht kennen. Und diese Verbindung, dieses Rätsel, wurde nach dem Philosophen René Descartes benannt.«

»Weil?«, frage ich. Philosophie ist eines der vielen Schulfächer, in denen ich ziemlich schlecht war.

»Descartes postulierte, dass Geist und Körper voneinander getrennt sind. Er nannte sie *res cogitans* und *res extensa*, die denkende Sache und die ausgedehnte Sache. Er glaubte, beide würden über einen geheimen Ort und auf unbekannte Weise miteinander interagieren. Neuroprogrammierer suchen fieberhaft nach diesem Ort. Wenn sie ihn finden, wäre es eine große Sache. Denn wenn man wüsste, wie Körper und Geist verknüpft sind, könnte man diese Verknüpfung vielleicht manipulieren oder sogar auflösen.«

Er schmunzelt. »Der Heilige Gral. Dann könnte man ewig leben, sich alle paar Jahrzehnte in ein frisch geklontes Gefäß uploaden lassen.«

Ich trinke noch einen Schluck Limo und mustere Fauchaux. »Und? Sollte man schon die Luft anhalten?«

Fauchaux schüttelt den Kopf. »Das wird noch Jahrzehnte dauern. Jahrhunderte, vielleicht. Aber es regt die Fantasie der Leute an.«

»Sie glauben nicht?«

»Bisher wissen wir ja nicht einmal genau, wie das menschliche Gehirn überhaupt funktioniert. Wir wissen nur, wie man eine Kopie macht und sie in einen Emulator lädt. Aber was da oben genau vor sich geht ... ich befürchte, die Natur lässt sich nicht überlisten.«

Ich nicke abwesend. Irgendwie habe ich das Gefühl, dass

Faucheux ein bisschen von dem Perrotte-Thema ablenkt. Aber vielleicht ist er auch einfach nur ein Schwätzer.

»Und was genau war jetzt Perrottes Aufgabe bei Ihnen?«

»Sie war Kryptoanalytikerin. Uploads sind ein Boom-Markt. Die Technologie wird immer billiger. Inzwischen gibt es an die zehn Millionen Quants, Tendenz stark steigend. Zehn Millionen digitale Gehirne, da braucht man absolut unknackbare Verschlüsselungsverfahren.«

»Ich dachte, Cogit-Krypto wäre schon ziemlich gut. Oder ist das nur ein Werbeversprechen?«

»Ist es. Cryptocarbons Verschlüsselung gilt, und das sage ich nicht nur so daher, als der Goldstandard. Juliette war maßgeblich an der neuesten Version beteiligt. Die Verschlüsselung erfolgt nun schon im Moment des ersten Brainscans, sodass die Cogit-Daten niemals ungeschützt sind. Zudem arbeiten wir mit einem sogenannten Matrioschka-Modell.«

»Diese russischen Puppen?«

»Ja, wie eine Matrioschka hat unser Krypto mehrere Lagen oder Hüllen, durch die man nacheinander hindurchmuss. Entschlüsselt man Hülle eins, lässt sich das Cogit kopieren. Aber nur, wenn man auch die Codes für Hülle zwei hat, kann man es auch mounten, also in einem Gefäß laufen lassen. Und selbst dann schützt Hülle drei immer noch davor, dass jemand den eigentlichen Inhalt des Cogits zu sehen bekommt. Wir verwenden zudem Quantenkrypto. Sobald ein Hacker die Schlüssel auch nur betrachtet, verändert sich deren Zustand. Es ist so gut wie unmöglich, ein Cogit zu knacken. Dennoch arbeiten wir stetig daran, unsere Standards noch weiter zu verbessern.«

»Ich verstehe«, sage ich. »Könnte Ihr Sekretariat mir Perrottes Reisen der vergangenen Monate schicken, ihre Termine?«

»Im Prinzip schon. Ich müsste allerdings erst unseren Justiziar fragen, ob wir das alles rausgeben dürfen. Sie sind ja kein Polizist.«

»Das nicht. Aber meine Auftraggeberin, Madame Mumeishi, ist die Anwältin von Perrottes Mutter. Sie bestätigt Ihnen sicherlich gerne, dass ich von der Familie mandatiert bin, falls das den Justiziar beruhigt. Ich nehme an, Perrotte war auch ein Quant?«

»Natürlich.«

»Okay. Noch eine ganz andere Frage.«

»Hm?«

»Was glauben Sie denn, warum Perrotte verschwunden ist?«

Faucheux saugt an seinem Strohhalm. Ein röchelndes Geräusch ist zu hören. Konsterniert mustert er die Flasche, so als sei es ein Desaster, dass ihm gerade jetzt die Cola ausgeht.

»Ich habe keine Ahnung. Juliette war eigentlich sehr zuverlässig.«

»Ist sonst irgendwas weg?«, frage ich.

»Wie weg?«

»Daten, Unterlagen. Zeug, an dem sie gearbeitet hat.«

»Nein, soweit ich weiß nicht.«

An seinem Gesicht kann ich ablesen, dass er noch nicht überprüft hat, ob Perrotte möglicherweise mit irgendwelchen Forschungsergebnissen durchgebrannt ist. Mir scheint, ihm dämmert überhaupt erst, dass diese Möglichkeit besteht. 77C Faucheux sagt einen Moment lang gar nichts. Dann entföhrt ihm ein einziges Wort: »Industriespionage?«

»Ist auf jeden Fall denkbar«, erwidere ich. »Sie wusste doch sicher eine Menge Dinge, die für Wettbewerber von Nutzen wären, oder?«

»Ja ... ja, natürlich.«

Ich bringe meinen Block in Schreibposition. »Wer sind Ihre Hauptkonkurrenten?«

Faucheux greift nach einer weiteren Pervi Pepsi, sieht dann aber ein, dass er das seinem Herz besser nicht antun sollte. Er wendet sich wieder mir zu.

»Das ist kein sehr weites Feld. Wir sind zwar eine kleine Firma, aber es gibt nur noch drei andere Kryptoboutiquen, die auf diesem Feld tätig sind – 123 Outcomes, Alumia, BGT Security.«

»Ich verstehe. Nun, Monsieur Faucheux, ich danke Ihnen für Ihre Zeit.«

»Ich habe zu danken. Wir versuchen, Ihnen so schnell als möglich Perrottes Kalender zu besorgen. Und falls Sie etwas hören sollten – vor allem, wenn es auf Industriespionage hindeutet ...«

»... verständige ich Sie sofort.«

Wir erheben uns. Ich schüttle Faucheux' Hand, dann bringt er mich zur Tür.

»Eine Sache noch.«

»Hm?«

»Ihr Monsieur Descartes. Hatte der eine Theorie, was das für ein Ort ist, wo sich Geist und Körper treffen?«

»Zuerst dachte er an die Zirbeldrüse. Später an Gott«, erwidert Faucheux.

»Gott?«

»Descartes nannte es concursus dei. Er glaubte, dass die Interaktion durch Gott geschehe. Anders gesagt: Er hatte keine Ahnung.«

Ich bedanke mich nochmals. Als ich mich ein letztes Mal umdrehe, die Hand zum Abschied erhoben, fällt mir ein Bild

an der Wand auf, zwei Meter breit und nicht sehr hoch. Es handelt sich um einen Klassiker, die Evolution des Homo sapiens. Anders als beim Original kann man den hintereinander herlaufenden Affen, Neandertalern und Menschen auf dem Bild allerdings in die Köpfe schauen. Das Affengehirn ist ziemlich klein, bei seinen evolutionären Nachfahren wird es größer und größer, bis zum Menschen mit seinem Riesengerät. Danach folgt noch ein weiterer Mensch. Er hat einen Quantencomputer im Kopf – einen Qube, höchstens so groß wie eine Walnuss.

Eine Kopfnuss, haha.

Der ist natürlich nicht von mir. Irgendwann werden vermutlich alle so ein Ding im Schädel haben, umpackt mit viel Füllmaterial, damit es beim Laufen nicht klackert. Die Avantgarde, die sich bereits ein Cogit hat implantieren lassen, nennt sich Quants. Uns Normalos nennt sie Schwamm-schädel. Die weiterhin analog denkende Mehrheit hat sich für diese Schmähung revanchiert. Sie bezeichnet die Quants als Hohlköpfe.



Ich streife durch die Straßen, auf der Suche nach einem Hap-pen zu essen. Eigentlich ist es dafür zu heiß. Ich wünsche mich zurück nach London, wo es zu dieser Jahreszeit noch deutlich kühler ist. Die meisten Passanten, die mir entgegenkommen, scheinen Touristen zu sein. Echte Pariser haben sich vermutlich schon in ihre Frühlingsfrische in der Bretagne zurückgezogen oder sich gleich nach Quebec verabschiedet.

Als ich mich endlich für ein kleines Bistro entscheide, ist

mein Hemd bereits durchgeschwitzt. Ich nehme im klimatisierten Innenbereich Platz und bestelle einen Salat, den ich nicht aufesse. Es liegt an der Hitze oder, was wahrscheinlicher ist, an dem Fluxovint.

Ich gehe meine Notizen durch. Falls die Konkurrenz Perrotte gekidnappt hat oder sie freiwillig übergelaufen ist, bin ich am Arsch. In beiden Fällen wäre ihr Verschwinden von langer Hand vorbereitet worden. Sie hätte sich auf jeden Fall eine gute Holomasque zugelegt. Theoretisch kann man mit der richtigen Software unter die Holotextur von Personen gucken – Level II rausstreppen, wie das im Jargon heißt. So etwas vermag nur die Polizei, mit richterlicher Anordnung. Aber selbst dann könnte die Suche aussichtslos sein. Das Holonet wurde so konzipiert, dass Individuen darin möglichst wenig Spuren hinterlassen. Datenechos werden nach kurzer Zeit gelöscht. Man darf außerdem nicht vergessen, dass Perrotte Kryptologin war. Unwahrscheinlich, dass so jemand digitale Spuren hinterlässt.

Eigentlich ist es noch schlimmer. Mein Zielobjekt ist ein Hohlkopf. Ich überlege, wie ich an Juliette Perrottes Stelle vorgegangen wäre. Sicher hätte ich keine Holomasque verwendet, um meinen Abgang zu kaschieren. Stattdessen wäre ich in ein anderes Gefäß gewechselt und hätte meinen Stammkörper irgendwo geparkt. Wenn man sich vorab diskret einen Klon anfertigen lässt, findet einen nicht einmal der Geheimdienst.

Ich überlege. Perrotte ist vor drei Tagen verschwunden. Sollte sie sich in einem anderen Körper hochgeladen haben, müsste sie diesen in spätestens achtzehn Tagen wieder verlassen, damit ihr Gehirn nicht durchschmort. Tot wäre sie in diesem Fall zwar nicht. Man müsste sie aber aus einem Back-

up wiederherstellen und in ihren Stammkörper uploaden. Alle ihre Erinnerungen an die vergangenen einundzwanzig Tage wären futsch.

Ich überprüfe meine Inbox. Der Amanuensis hat eine Nachricht mit Suchergebnissen eingestellt. Das eine Foto ist auf einem Tennisplatz in der Nähe von Tromsø aufgenommen worden. Das ist nicht sonderlich überraschend. Die Gegend rund um Tromsø ist beim EURUS-Geldadel beliebt, da sie im Sommer angenehm kühl bleibt. Wer auch immer Perrottes Vater war, er muss wohlhabend gewesen sein. Es gibt nämlich keinen Anhaltspunkt dafür, dass ihre Mutter je einer Arbeit nachgegangen wäre. Reich geboren wurde sie allerdings nach meinen Unterlagen auch nicht. Weshalb das Geld von Daddy stammen muss.

Mumeishi hat den vereinbarten Vorschuss überwiesen. Außerdem ist da eine Mail von der Flughafenbehörde, wegen eines Koffers. Ich kann mich an keinen erinnern. Es dauert ein paar Sekunden, bis es mir dämmert. Quästorat Nummer fünfhundertsiebenundsechzig, den Fall hatte ich fast vergessen. Es handelt sich um einen Londoner Börsenmakler namens Hugh Iverson. Er hat seinen Arbeitgeber um mehrere Millionen Eurodollar beschissen, was jedoch nicht der Grund ist, dass ich hinter ihm her bin. Seine Ehefrau hat mich beauftragt, die Countess of Mertonshire. Sie ist ein entsetzlicher Drache, der ihren Gatten anscheinend seit Jahren tyrannisiert. Vermutlich verdrosch sie ihn sogar regelmäßig. Ich kann gut verstehen, dass der arme Hugh sie nicht an seinen ergaunerten Millionen teilhaben lassen wollte. Meine Theorie ist, dass er den ganzen Wertpapierbetrug nur deshalb einfädelte, um endlich finanziell unabhängig von seiner Frau zu sein und das Weite suchen zu können.

Ich bin etwas baff, dass das mit dem Koffer wirklich funktioniert hat. Iverson ist nach Amerika geflohen, nach AM-EAST, und hat am Kanye-West-Airport allen Ernstes einen seiner Koffer auf dem Band vergessen – ein echter Profi. Dort war das Gepäckstück mehrere Wochen in Verwahrung, ich bin eher zufällig darauf gestoßen. Mithilfe von Iversons Hausdrachen habe ich es tatsächlich geschafft, mir den Koffer zustellen zu lassen, frei Haus. Meine – eher schwache – Hoffnung ist, dass er einen Hinweis auf Iversons jetzigen Aufenthaltsort enthält. Ich werde also später in seiner Unterwäsche herumschnüffeln.

Ich zahle und verlasse das Bistro. Es ist noch wärmer geworden, zumindest kommt es mir so vor. Ich will mein Hemd kein zweites Mal durchschwitzen, deshalb rufe ich mir ein Taxi, das mich zurück ins Hotel bringt.

Als ich das Zimmer betrete, finde ich auf dem Bett eine voluminöse Schachtel vor. Das muss das Kostüm sein. Ich packe es aus. Es besteht aus Churidar-Pyjamahosen und einem knielangen Gehrock. Außerdem gibt es ein Seidenhemd mit Stehkragen sowie eine Kappe. Die Sachen sitzen wie angegossen. Ich mustere mich im Spiegel. Mit der Kappe sehe ich ein bisschen aus wie Nehru. Ohne ist es besser. Die Kleidungsstücke sind safranfarben und eher schlicht, was mir angesichts des Partymottos »Crazy Funky India« ein wenig langweilig erscheint. Da ich nichts Besseres zu tun habe, verschwende ich die nächsten eineinhalb Stunden darauf, mir verschiedene Farben und Texturen auszusuchen und mit einem Holoeditor einige Designs auszuprobieren. Als ich fertig bin, ist die Hose goldfarben, der Rock azurblau. Letzteren zieren nun ebenfalls in Gold gehaltene Blumenstickereien, die sich die Ärmel hinabschlängeln und in prächtigen, mit

Pailletten bedeckten Manschetten enden. Ich überlege, aus der freudlosen Nehrukappe einen maharadschamäßigen Turban zu machen, aber das wird nicht funktionieren. Kleidung mit Holotexturen ist so eine Sache. Zwar kann man einen Minirock wie ein Ballkleid aussehen lassen – die Trägerin wird sich aber nicht so bewegen wie jemand in einem Ballkleid. Sie kann schließlich nicht fühlen, wie der schwere Rock hin- und herschwingt. Selbiges gilt für Turbane von der Größe des Tadsch Mahal. Wer solch ein Ungetüm auf dem Kopf hat, bewegt sich anders als jemand mit einer Kappe. Das Ergebnis wäre auch hier, dass Gang und Haltung nicht zum Outfit passen. So etwas raubt dem Träger jegliche Anmut und Eleganz. Also werde ich barhäuptig gehen.

Inzwischen ist es später Nachmittag. Da ich immer noch etwas müde bin, lege ich mich wieder hin. Dazu gönne ich mir einen Scotch aus der Hotelbar und lese mich ein wenig in das Thema Uploads ein. Ich schaffe nur ein paar Seiten, bevor ich wegdöse.



Verdammt. Ich bin so was von underdressed. Nun, vielleicht ist das nicht das richtige Wort. Indisches Maharadscha-Gepränge war zwar die richtige Richtung, aber während der »India«-Aspekt passt, habe ich das »Crazy Funky« unterbewertet. An den meisten Gästen haftet mehr Farbe als an den Teilnehmern eines Holi-Festivals. Einige tragen im wahrsten Sinne des Wortes haushohe Turbane, holographisch vergrößerte Monstrositäten, die wie Minarette emporragen. Realismus und Authentizität hätte ich mir schenken können.

Von einem Kellner lasse ich mir ein Glas regenbogenfarbe-

nes Blubberwasser in die Hand drücken. Ich nippe daran und schlängele mich durch die Menge. Das ›Marmotte‹ besteht im Wesentlichen aus einem riesigen Raum, die Kubatur ist bestimmt fünfzehn Meter hoch. Ich tippe auf eine alte Schalterhalle. Ob die Innenarchitektur diese These bestätigen würde, kann ich nicht sagen. Denn natürlich hat man Texturen über Wände und Decke gelegt. Nun sieht der Raum aus wie die große Halle des Akshardham-Tempels, nur farbenfroher.

Die Gäste sind durchweg jung, reich und schön oder sehen zumindest so aus – definitiv *upper crust*. Eine Menge Leute haben sich nicht als Maharadschas oder Nawabs verkleidet, sondern als indische Gottheiten. Auf der Tanzfläche sehe ich einen Elefantenmann, der schüttelt, was er hat. Weiter hinten lümmelt eine vierarmige Frau mit tiefschwarzer Haut auf einem Sofa.

So viele Verrückte, so viele Farben. Ich muss mich erst einmal setzen. Das Fluxovint hellt meine Stimmung immer noch etwas auf, dennoch ist das alles nicht leicht zu ertragen. Um die Tanzfläche herum gibt es Emporen mit Sitzgelegenheiten. Die meisten sind besetzt. Ich finde jedoch ein Sofa, auf dem nur eine Person sitzt, eine junge Frau in einem Sari, der unaufhörlich zwischen orange und lila changiert.

»Ist da noch frei?«, frage ich.

Sie lächelt. »Klar doch.«

Ich setze mich und proste ihr mit meinem Champagner vom Mars zu. Sie hebt ebenfalls das Glas.

»Ich bin Francesca«, sagt sie.

»Sehr erfreut, Francesca. Galahad«, erwidere ich. Francesca ist Ende zwanzig und hat einen Wahnsinnskörper, melting-pot-style: ein bisschen Schweden, ein bisschen Asien, dazu eine Prise Karibik. Echt ist der sicher nicht. Handelte es sich

um eine Holomasque, müsste sie einen Brassard tragen, eine farbige Armbinde. Tut sie aber nicht. Also ist es vermutlich ein Gefäß, ein Designerklon vom Allerfeinsten. Ich könnte fragen, aber das wäre ein Bruch der Etikette. Man fragt ja beim ersten Treffen auch nicht, ob die Titten echt sind.

Eine Weile sitzen wir da und lauschen der Musik, wenn man das rhythmische Gewummer als solche bezeichnen mag. Irgendwann sagt sie: »Jetzt wäre der Moment, wo du mich fragen könntest, ob ich eine Freundin von Aubrie bin.«

Francescas Gesichtsausdruck verrät mir, dass sie die Frage wahnsinnig langweilig fände. Okay, dann eben anders.

»Keinen blassen Schimmer, wer Aubrie ist. Ich bin mit einer geklauten Einladung reingekommen.«

Sie lacht, schlägt die Beine übereinander, stützt das Kinn auf die Hände und schaut mich aus ihren sehr großen grünen Augen an. Ich müsste nun wohl dahinschmelzen.

»Und wem hast du die Einladung geklaut?«

»Einer Freundin von Aubrie.«

»Klingt logisch.« Sie legt mir eine Hand aufs Knie. »Hör zu, ich muss mal kurz für kleine Mädchen. Hältst du mir solange den Platz frei?«

»Wird gemacht.«

Francesca steht auf und verschwindet in der Menge. Es besteht natürlich die Gefahr, dass sie die Sache mit der Einladung der Security petzt und ich gleich getasert und rausgeworfen werde. Aber ehrlich gesagt glaube ich das nicht. Sie will zunächst den Rest meiner Räuberpistole hören. Danach ruft sie entweder die Security oder sie versucht, mich zu vögeln. Beides gilt es zu vermeiden.

Sie braucht ziemlich lange für ihre Toilette. In der Zwischenzeit unterhalte ich mich mit einem Russen, der links

von mir in einem Sessel hängt und schon ziemlich besoffen ist. Die Basisinfos aus ihm herauszuholen ist einfach. Bei Aubrie handelt es sich um die Tochter eines EURUS-Industriearons, der mit Rohstoffen aus dem Asteroidengürtel reich geworden ist, vor allem Europium und Yttrium. Das Mädchen ist berühmt für seine extravaganten Partys. Der Russe, er heißt Sergei, erinnert sich nur sehr vage an Juliette Perrotte. Wenn er immer so viel säuft, ist das wenig überraschend. Seiner Meinung nach besteht die Verbindung zu Aubrie darin, dass Perrotte regelmäßig mit der Schwester der Gastgeberin Tennis spielte. Aber ganz sicher ist er sich nicht.

Irgendwann taucht meine Sofabekannntschaft wieder auf, ohne Sicherheitsleute. Sogar neue Getränke hat sie mitgebracht. Francesca reicht mir ein Glas mit etwas Knallgrünem, das wie Scotch riecht.

»Praskoveyskoye«, sagt sie. »Ich fand, du siehst wie ein Whisky-Mann aus.«

»Volltreffer«, erwidere ich und proste ihr zu.

»Sind deine Features eigentlich echt?«, fragt sie. »Passen gut zur Party.«

»Alles original. Ich bin ein echter Inder. Bengale, um genau zu sein.« Das ist die Wahrheit, zumindest zu dreißig oder vierzig Prozent. Der Rest von mir stammt aus Irland und weiß der Himmel woher noch.

»Du trägst keinen Brassard«, bemerke ich.

Francesca zuckt mit den Schultern. »Ein Gefäß«, erwidert sie, »ich hab mehrere davon.«

Wie ich schon sagte: *upper fucking crust*. Um sich mehrere Klone dieser Güte leisten zu können, ist es mit ein bisschen Wohlstand nicht getan. Man muss stinkend reich sein, was vermutlich auf die meisten Gäste zutrifft. War Juliette Perrotte

ebenfalls stinkend reich? Es scheint so. Aber warum arbeitete sie dann als angestellte Programmiererin? Wenn jemand so viel Geld hat, warum tut er sich das an? Auf einmal wird mir klar, dass ich die Antwort natürlich kenne. Ich müsste das hier auch nicht machen, tue es aber dennoch – mein eigenes Ding und so weiter. Das Fluxovint scheint nicht gut für die Selbstreflexion zu sein.

Francesca ist ein bisschen näher gerückt. Wieder sagt eine Zeit lang keiner von uns etwas. Das ist immer ein gutes Zeichen, finde ich. Die meisten Leute tanzen inzwischen. Der Holi-Farbpuder fliegt, die Turbane wippen. Einige Meter entfernt steht ein Gogotänzer auf einer Säule und windet sich. Er hat den Körper eines Catchers und den Kopf eines Affen. Ich meine das nicht im übertragenen Sinne – der Typ sieht wirklich aus wie der indische Gott Hanuman.

»Erzählst du mir jetzt deine Story?«

Der heiße Affe muss mich abgelenkt haben. Ich wende mich wieder meiner neuen Freundin zu.

»Du meinst die mit der Einladung?«

Sie nickt.

»Die Einladung gehörte einer Frau namens Juliette, Juliette Perrotte. Kennst du sie?«

Sie macht eine Handbewegung, die wohl andeuten soll, dass sie eine vage Erinnerung an den Namen hat. Ich beobachte ihre Gesichtszüge, in der Hoffnung, dass sie mir mehr verraten. Aber entweder beherrscht Franzí Pokerface oder die Gesichtsmuskulatur ihres Gefäßes ist eingerostet.

»Juliette konnte nicht kommen«, sage ich.

»Und da hat sie dir die Einladung gegeben?«

Sie verschränkt die Arme vor der Brust und macht einen leichten Schmollmund. »Das zählt aber nicht als geklaut.«

»Nein, sie ist spurlos verschwunden, vor drei Tagen. Keiner weiß, wo sie ist. Also habe ich mir die Einladung geschnappt.«

Nun muss es langsam raus. Mal sehen, wie sie es aufnimmt.

»Ich bin Quästor.«

»Oh ... ein Privatdetektiv?«

»In der Art. Quästoren machen keine Scheidungen oder so was. Nur Suchaufträge für Personen.«

»Und du suchst Juliette?«

»So ist es. Deshalb hatte ich auch ihre Wohnungsschlüssel. Weißt du was über sie?«

Sie weiß etwas, etwas Interessantes. Ich kann es an ihren Augen erkennen, die einen Moment lang hin- und herzucken. Sie überlegt, ob sie es einem Schnüffler erzählen soll. Die meisten Leute mögen keine Schnüffler. Aber Francesca mag mich. Zumindest findet sie mich attraktiv, und das könnte schwerer wiegen. Just in diesem Moment geht die Musik aus. Eine Frau tritt ans DJ-Pult. Es scheint sich um Aubrie zu handeln, die Gastgeberin. Sie begrüßt alle Anwesenden herzlich, dankt allen möglichen Leuten, erklärt den weiteren Ablauf des Abends. Das dauert ein paar Minuten. Als die vorüber sind, ist der Moment verstrichen. Francesca hat es sich anders überlegt.

»Ich muss grad ein paar Leuten ›sdrastwuj‹ sagen. Wir sehen uns noch.«

Mit diesen Worten verschwindet sie in der Menge. Ich könnte ihr nachstellen, könnte sie bitten, mir zu helfen. Aber Druck bringt in dieser Situation wenig. Also erhebe ich mich ebenfalls und mische mich unters Volk. Ich hasse diesen Zirkus hier, was aber nicht heißt, dass ich nicht in der Lage wäre,

mitzuspielen. Wie gesagt, superreiche Schnösel sind etwas, womit ich durchaus vertraut bin. Und so ziehe ich von Grüppchen zu Grüppchen, knüpfe ein halbes Dutzend oberflächliche Bekanntschaften, lasse immer wieder Perrottes Namen fallen. Einige kennen sie, aber niemand kennt sie gut. Nach drei Stunden bin ich kaum weiter als vor der Party.

Was soll's. Vielleicht habe ich morgen mehr Glück. Zumindest scheint das Gerede mit den ganzen wildfremden Leuten einen therapeutischen Effekt gehabt zu haben. Die depressive Phase scheint vorbei. Auch die Musik ist nun eher mein Ding, sie wird grooviger, fährt mir regelrecht in die Glieder. An einer der Bars ordere ich einen doppelten Scotch, den ich sofort herunterstürze. Danach strebe ich zur Tanzfläche, lasse den Beat schalten und walten. Zusammen mit den anderen Gästen tanze ich im Schein der bunten Lichter, bis mir der Schweiß aus allen Poren dringt. Ich checke die Leute um mich herum ab. Es gibt den einen oder anderen hübschen Kerl. Aber irgendwie ist nicht der richtige dabei. Dabei wäre das nicht schlecht heute.

Als ich die Tanzfläche verlasse, steht sie mit gekreuzten Armen am Rand und grinst mich an. Ich trage nur noch die Pyjamahosen und ein Muskelshirt. Den Rest habe ich nach dem dritten oder vierten Drink von mir geworfen, wenn ich mich richtig entsinne. Francesca legt eine Hand auf meine Brust.

»Wir ziehen gleich weiter. Kommst du noch mit?«

»Wohin?«, frage ich.

»Auf die richtige Party«, sagt sie und streckt ihre Hand aus.

Nachdem ich mir den ganzen Scotch aus dem Körper getanzt habe, kann ich wieder halbwegs klar denken. Und so wird mir bewusst, dass ich vielleicht doch noch eine Gelegenheit bekomme, Francesca zu Juliette zu befragen. Die

Frage ist, was ich dafür tun muss. Mal sehen – aber mehr als Händchen halten ist auf keinen Fall drin.

Wir streben dem Ausgang zu, gemeinsam mit vielleicht zehn oder zwölf weiteren Partyvögeln. Draußen warten mehrere Limousinen. Francesca schubst mich spielerisch in eine davon und verpasst mir einen Klaps auf den Hintern. Zwei weitere Gäste steigen ein. Dann brausen wir durch die Nacht. Der warme Wind lässt unsere Haare flattern, na ja, meine natürlich nicht. Francesca stellt mir Ramon vor, einen drahtigen Typen aus Cali, halb Mex, halb Koreaner, würde ich tippen. Seine Freundin heißt Rio und ist Russin. Die beiden sitzen uns im Fond der Limousine gegenüber und fangen schon nach wenigen Minuten an, wild zu knutschen. Rio steckt eine Hand in Ramons Hemd und schlägt ihr nacktes Bein über seines, sodass ihr Schienbein an seinem Ständer reibt.

Francesca beobachtet die Sache mit unverhohlenem Interesse. Sie schaut mir in die Augen.

»Deine Chance, Galahad.«

»Ich ...«

Sie schüttelt den Kopf. »Nicht dazu. Später. Falls wir was finden, das dir zusagt.«

Die Antwort verwirrt mich. Um das zu überspielen, hole ich eine Flasche Schampus aus dem Kühler und schenke uns beiden ein Gläschen ein. Dabei muss ich achtgeben, nichts zu verschütten, denn die beiden Turteltäubchen gegenüber sind inzwischen völlig außer Rand und Band. Ramon nuckelt an einem von Rios Nippeln und sie reibt sein glücklicherweise immer noch eingepacktes Gemächt. Francesca und ich drücken uns in unsere Sitze, jeder in eine Ecke des Fonds, damit unsere enthemmten Mitfahrer uns nicht dauernd ihre zukenden Knie gegen die Schienbeine rammen.

»Ich meinte wegen Juliette«, sagt Francesca.

»Du kanntest sie flüchtig?«

»Sie war auf ein paar Privatpartys, auf denen ich auch war.«

»Und wie war sie so?«

Francesca zuckt mit den Schultern. »Sie war auch ein Quant. Aber wohl nicht wegen ...« Sie zeigt auf die beiden gegenüber.

»Sondern?«

»Weiß ich nicht genau. Ich hab nur gehört, dass sie ziemlich viele Gefäße besaß, und dass es keine Sexsache war.«

»Sport vielleicht?«, schlage ich vor.

»Vielleicht. Es gab das Gerücht, dass sie aus einer ziemlich einflussreichen Familie stammt.«

»Hm. Ihre Mutter ist reich«, erwidere ich.

Francesca macht eine abfällige Handbewegung. »Iswiniti, sorry, ich hoffe, das klingt jetzt nicht arrogant. Aber die alte Perrotte? Die ist nur wohlhabend. Ich weiß nicht, ob du eine Vorstellung davon hast, wie reich einige dieser Leute sind.«

Man sieht es mir vielleicht nicht an, aber die habe ich. Allerdings möchte ich das Francesca nicht unbedingt auf die Nase binden. Denn sobald ich ihr erkläre, dass ich nicht irgendeiner von zig Millionen Singhs bin, sondern *der* Singh, beziehungsweise dessen Sohn, werden wir den Rest des Abends nur noch über meine verdammte Familie reden. Also halte ich meine Klappe.

»Weißt du«, fragt sie, »wer Pallas-Vestas ist?«

Pallas und Vestas sind zwei größere Brocken im Asteroidengürtel. Folglich kann sie nur einen meinen – den reichsten Mann der Welt, den Großherzog von Pallas-Vestas, besser bekannt als:

»Der Kieselkaiser?«

»Genau der. Juliettes Mutter hat Verbindungen nach Berg Orbital, sagt man.«

»Sagt wer genau?«, frage ich.

»Partytratsch, Baby. Man weiß nicht, wo's herkommt. Aber alle schnattern drüber.«

Sie schaut aus dem Fenster. Wir scheinen irgendwo im Osten der Stadt zu sein.

»Wo fahren wir eigentlich hin?«, frage ich.

»In seine Wohnung«, sagt Francesca und zeigt auf Ramon, der seine Hand inzwischen unter Rios Rock hat und ihr kleine Quietschlaute entlockt. Eine Weile betrachtet Francesca die Sache, dann sagt sie: »Du machst dir nichts aus Muschis, oder?«

»Nicht wirklich«, antworte ich.

»Hab ich mir schon gedacht, als ich vorhin gesehen habe, wie du den Affenmann beäugt hast.«

»Hanuman?«

»Nein, er heißt Saul.«

Ich muss lachen. »Kann schon sein. Aber sein Kostüm stellte Hanuman dar, einen indischen Gott.«

»Ach so.«

Sie nippt an ihrem Champagner und schaut mich an.

»Wir finden bestimmt was für dich«, sagt sie.

Wir erreichen ein Palais aus dem siebzehnten Jahrhundert, mit einem über korinthischen Säulen thronenden Tympanon und unzähligen Engelchen und Sagenfiguren an den Wänden. Früher hat es vermutlich einem Marquis gehört. In der Neuzeit könnte es ein Museum oder der Sitz irgendeiner Behörde gewesen sein. Nun ist es das Wohnhaus unseres kalifornischen Gastgebers.

Die Limousine hält direkt vor der Freitreppe, die zum

Hauptportal führt. Die Straßen scheinen menschenleer. Wir sind, so zumindest kommt es mir vor, die einzigen Leute in Paris. Francesca legt ihren Arm um mich, wir gehen dem Eingang entgegen. Aus den anderen Limousinen torkeln weitere Menschen die Freitreppe empor. Insgesamt müssen es an die zwanzig sein.

Drinnen gibt es eine riesige Halle mit gigantischen Kristallleuchtern, die ein seltsam rötliches Licht verbreiten. Zwei geschwungene Treppen führen nach oben. An deren Aufgängen stehen livrierte Kellner mit venezianischen Karnevalsmasken, in den Händen Tablettts. Sie offerieren Drinks, Joints und verschiedene Pillen. Mir fällt auf, dass kaum jemand etwas von den Drogen nimmt. Vermutlich haben fast alle hier ihren eigenen Dispenser.

Oben geht es durch ein doppelflügeliges Portal in einen riesigen Spiegelsaal. Er erinnert ein bisschen an den von Versailles. Das liegt daran, dass er es ist. Man hat den Raum mit entsprechenden Holotexturen in eine etwas kürzere und fensterlose Version der Galerie des Glaces verwandelt. Es gibt Sitzecken, einige überdimensionierte Betten und allerlei Spielzeug – Böcke, Slings, Andreaskreuze sowie eine riesige Auswahl an Dildos und anderem Zeug, dessen Sinn und Zweck sich einem Langweiler wie mir nicht erschließt.

Die meisten scheinen es wie Rio und Ramon gemacht und sich bereits während der Fahrt mächtig aufgegeilt zu haben, denn sie legen umgehend los. Höchstens ein Drittel der Leute schaut zu, die anderen fallen übereinander her.

»Komm mit«, sagt Francesca. »Ich will dir was zeigen.«

Sie nimmt mich an der Hand und führt mich durch den Saal. Links gibt es Durchgänge, hinter denen sich weitere Salons befinden, für die verschämteren Zeitgenossen vermut-

lich. Am Ende des Raumes biegen wir ab und gelangen in einen kleineren Saal. Ich bleibe wie erstarrt auf der Schwelle stehen. Auf einer Reihe von Tischen liegen insgesamt zehn leblose Körper, alle nackt. Das Ganze hat etwas von einem Leichenschauhaus. Francesca schaut mich an, wartet. Ich mache einen Schritt in den Raum hinein und schaue mich um.

»Heilige Scheiße«, entfährt es mir.

Bei den Körpern auf den Tischen handelt es sich um fünf Männer und fünf Frauen. Ihre Körper sind makellos und wunderschön. Obwohl sie völlig leblos daliegen, strahlen sie Anmut und Grazie aus.

»Welcher gefällt dir am besten?«, fragt Francesca und zeigt auf die Männer, die linker Hand von uns liegen. Mein Herz hämmert. Ich mache einen Schritt zurück und fühle, wie der kalte Marmor der Wand gegen meine Schulterblätter drückt. Francesca kommt auf mich zu. Sie streicht mir mit einem Finger über die Wange.

»Du musst keine Angst haben. Das ist immer so beim ersten Mal.«

»Ich ... ich kann nicht.«

»Musst du ja auch nicht. Aber schau's dir doch erst mal an.«

Sie führt mich zu den Tischen. Jetzt sehe ich, dass die Körper nicht vollkommen nackt sind, denn da ist eine Stoffbahn, die jeweils quer über der Scham liegt. Mir fällt auf, dass jedem der Gefäße eine Infusion gelegt wurde. Einer der Finger steckt zudem in einem Kunststoffclip, vermutlich für Puls-oxymetrie. Bei den Tischen handelt es sich nicht um gewöhnliche Möbel. Die Tischplatten weisen Vertiefungen auf, mehrere metallene Kontakte sind sichtbar.

Wer der Schönste der fünf ist? Schwer zu sagen. Es ist, als solle man fünf Supermodels vergleichen. Einer ist schwarz,

einer weiß, die anderen sind Melting-Pot-Style, mit variierenden Anteilen von Asiate, Kaukasier, Latino und Afrikaner. Einer sieht vom Mix so ähnlich aus wie Francesca, nur eben als Mann. Er hat die langen glatten Muskeln eines Schwimmers, strubbelige kupferfarbene Haare mit einer leichten Naturkrause und dazu einen milchkaffeefarbenen Teint, mit Sommersprossen.

»Es ist der da, hm?«

Ich glaube, dass ich nicke. Francesca nimmt mich wieder an die Hand und führt mich zurück, durch den großen Saal, vorbei an den ganzen zuckenden Körpern. Wir gehen in eines der Separees. Sie zeigt auf eine kleine Bar voller Spirituosen.

»Mix dir einen, Baby«, haucht sie, »und mach's dir gemütlich.«

Dann verschwindet sie. Ich gieße mir einen sehr großen Bourbon ein. In dem Raum gibt es außer der Bar nur ein großes Bett und einen Sessel. Ich setze mich in Letzteren und trinke ein paar Schlucke. Durch den Durchgang kann ich keinen der Bacchanten sehen. Aber hören kann ich sie, ihr Stöhnen und Grunzen. Ich trinke den Whisky aus. Einen weiteren sollte ich nicht trinken.

Ach, scheiß drauf.

Als ich mit dem zweiten Drink zum Sessel zurückkehre, sehe ich einen Mann vorbeigehen. Es ist der Kerl mit der Hanuman-Holotextur. Sein Affenkopf ist emporgereckt, breitbeinig stolziert er durch den Raum. Sein erigierter Penis ist riesig, beinahe grotesk. Mit offenem Mund starre ich ihn an. Er sieht mich, winkt mir zu. Dann verschwindet er aus meinem Blickfeld.

Es dauert einem Moment, bis ich kapiere, was mich so fassungslos gemacht hat. Es war nicht das Gemächt des Typen. Ein beeindruckendes Gerät, keine Frage – nur eigentlich zu

groß, um etwas Vernünftiges damit anzufangen. Nein, ich habe gerade bemerkt, dass der Typ keinen Brassard trug. Das war kein Affenmann-Holo. Es war ein Affenmann-Klon.

Bevor ich weiter darüber nachdenken kann, tritt jemand durch die Tür. Es ist der Mann von dem Tisch. Nur dass er nun voller Leben ist, beseelt, im wahrsten Sinne des Wortes.

Er lächelt mir zu. »Da bin ich wieder.«

Der Mann kommt auf mich zu. Das Ganze ist total unwirklich. Die Stimme ist anders, der Körper, die Art, wie sie ... wie er sich bewegt. Aber trotzdem kann ich sie erkennen. Es klackert, als mir der Tumbler beinahe entgleitet und einige der Eiswürfel sich über den Boden verteilen. Der Surfertyp mit den Sommersprossen kichert albern, kniet vor mir nieder und hebt einen der Eiswürfel auf.

»Francesca?«, sage ich.

»Nenn mich Francesco«, antwortet er. Dann führt er den Eiswürfel zum Mund, lutscht daran.

»Mmh«, murmelt er.

Ich merke, wie meine Hose zu spannen beginnt. Der Kerl sieht unglaublich heiß aus, keine Frage. Wenn so einer vor mir niederkniet, würde ich normalerweise keine Sekunde zögern. Aber in diesem da steckt eine Frau. Oder vielleicht auch nicht: Francesca könnte schließlich auch ein Mann sein, den ich zufällig in einem weiblichen Gefäß getroffen habe – als Dragqueen, quasi. Also, was jetzt? Eigentlich wüsste ich das gerne, bevor ich mich von Sommersprosse bedienen lasse. Man hat ja Prinzipien, oder?

Beherzt greift Francesco nach dem Bund meiner Pyjamahose.



Als ich aufwache, muss es gegen halb zehn sein. Das zumindest legt das grelle Licht nahe, das durch eines der Fenster ins Zimmer dringt. Der splitter nackte Francesco liegt bäuchlings eine Armlänge von mir entfernt und atmet ruhig. Ich schaue mich um. Während wir schliefen, muss ein Engel ins Zimmer gekommen sein. Auf der Bar stehen ein Korb voller Croissants und eine Kanne Kaffee. So leise ich kann, krieche ich aus dem Bett und schenke mir eine Tasse ein. Ich setze mich damit in den Sessel. Während ich meinen Kaffee schlürfe, bewundere ich Francescos gottgleichen Arsch.

Da ist ein seltsames Gefühl, das ich nicht einordnen kann. Ist es immer noch mein Unbehagen, mit einem Gefäß gevögelt zu haben? Ich sehe, wie Francescos Augenlider zu flattern beginnen. Leise erhebe ich mich und schenke ihm einen Kaffee ein. Damit setze ich mich auf die Bettkante. Ich verzichte darauf, ihn wach zu knutschen. So gut kennen wir uns nicht. Stattdessen warte ich, bis ihn der Duft aufweckt. Er schlägt seine grünen Augen auf und blickt mich verschlafen an.

»Kaffee?«, sage ich.

Er grunzt zustimmend, setzt sich auf und greift nach der Tasse. Nachdem er einen Schluck genommen hat, betrachtet er mich. Ich bilde mir ein, dass er ein kleines bisschen verliebt dreinschaut – beunruhigend.

»Gut geschlafen, Galahad?«

»Danke. Selbst?«

»Mmh.« Francesco gähnt ausgiebig. Dann beugt er sich vor und drückt mir einen Kuss auf die Wange.

Auch das finde ich ein bisschen beunruhigend. Ich weiß ja nicht, wie das bei Heteros läuft. Aber mir ist ein Morgenkuss

irgendwie zu ernsthaft. Als Nächstes fragt er mich womöglich, ob und wann wir uns wiedersehen.

Stattdessen sagt er: »Wieso hast du dir ausgerechnet diesen Namen ausgesucht?«

»Galahad?«

»Ja.«

Ausgesucht? Die Vermutung liegt natürlich nahe. Mitte des einundzwanzigsten Jahrhunderts setzte sich bei vielen Menschen die Erkenntnis durch, dass es kaum etwas Individuelleres und Persönlicheres gibt als den eigenen Namen. Die Vorstellung, dass einem der Vorname von den Eltern und der Nachname von den Ahnen oktroyiert wird, behagte den Leuten nicht mehr. Deshalb suchen sich heutzutage viele ihre Namen selbst aus. Könnte ich auch, aber ich bin zu traditionell veranlagt – oder zu faul.

»Ich hab mir den nicht ausgesucht. Das war mein ... meine bekloppten Eltern.«

»Echt jetzt.«

»Ja. Hast du dir deinen Namen selbst ausgesucht?«, frage ich.

Im selben Moment wird mir bewusst, wie seltsam die Frage ist. Ich sitze neben jemandem, der sich in gewisser Weise seine ganze Person ausgedacht hat. Was ist da schon ein Name?

»Selbst ausgesucht, ja«, antwortet Francesco. Er überlegt. »Galahad ist doch so ein edler Ritter, oder?«

»Hm, Artussage, Ritter der Tafelrunde. Der Sohn vom schwulen Lancelot.«

Francesco ist inzwischen aufgestanden und zieht sich den Bademantel über, in dem er gestern ins Zimmer gekommen ist. Er schaut mich etwas verwundert an.

»Lancelot? Lancelot war nicht schwul. Er war in die Frau von König Artus verliebt. Guinny, Jenny ...«

»Guinevere«, sekundiere ich.

»Genau, die.«

»Das war nur Show. Lancelot hat so getan, als ob er auf Guinevere scharf ist, um an Artus ranzukommen.«

Er grinst. »Ist das eine historisch gesicherte Tatsache?«

»Ohne jeden Zweifel.«

Francesco lehnt sich an den Türrahmen und mustert mich: »Liebe ist kompliziert, was?«

Ich schaue in meinen Kaffee. »Hm. Noch komplizierter als ich dachte.«

Francesco setzt sich neben mich auf die Bettkante.

»Mach dir keinen Kopf. Ich war nur ein Trick, okay? Wann fliegst du zurück nach ... wohin auch immer?«

»London. Wahrscheinlich heute Abend. Die Arbeit ruft.«

Von irgendwo zaubert er ein Kärtchen hervor und reicht es mir. »Meine Nummer. Wenn du mal wieder in Paris sein solltest. Würd' mich freuen.«

Ich bedanke mich und suche ebenfalls meine Sachen zusammen. Francesco verschwindet kurz. Ich erwarte fast, dass er als Francesca zurückkehrt. Doch als er zehn Minuten später wiederkommt, ist er immer noch ein ganzer Mann, und ein gut angezogener obendrein: grauer Glencheckanzug von Joy Tagumi, mit Krawatte und Einstecktuch. Zusammen gehen wir zum Ausgang. Der Schauplatz der Orgie ist verlassen, wir scheinen zu den Letzten zu gehören. Nur ein grell geschminkter Mann in einem Cleopatra-Kostüm ist noch da. Schnarchend liegt er auf einem Sofa.

»Ich habe da noch eine Frage«, sage ich, während wir die Freitreppe hinuntergehen, »zu diesem Bodyswapping.«

»Und zwar?«

»Ich hab mir sagen lassen, es sei gefährlich, den eigenen Körper zu lange zu verlassen.«

»Stimmt. Drei Wochen max.«

»Ist es nicht auch gefährlich, sehr häufig zwischen Gefäßen hin- und herzuwechseln?«

Francesco kichert. »Wer hat dir denn das erzählt?«

»Habe ich irgendwo gelesen.«

Die Lobby ist so leer wie der Saal, die Diener haben ebenfalls die Biege gemacht. Wir gehen nach draußen.

»Baby, du kannst so oft wechseln, wie du willst, solange du nach einundzwanzig Tagen wieder zu Hause bist. Es gibt bei jedem Swap ein kleines Braincrash-Risiko, aber so what? Wenn du zwischendurch Back-ups machst, bist du auf der sicheren Seite.«

»Ist das nicht unangenehm, so ein ... äh ... Braincrash?«

»Ziemlich. Allerdings kannst du dich natürlich nicht dran erinnern, wenn du aus dem Back-up wiederhergestellt wirst. Kein Risiko, kein Spaß. Ich hatte übrigens Spaß.«

»Ich auch«, erwidere ich.

Er wirft mir einen Handkuss zu, dann lässt er mich stehen. Ich schaue ihm nach, wie er mit federnden Schritten den Platz vor dem Palais überquert und einen von Palmen gesäumten Boulevard ansteuert. Dann ist er weg.



Mit dem Taxi fahre ich in die Vieille du Temple. Ich möchte mich noch mal in Perrottes Wohnung umschaun. Seit meinem letzten Besuch sind allerlei neue Informationen über meine Milchtüte eingetrudelt. Vielleicht fallen mir beim

zweiten Mal noch ein paar andere Sachen auf. Perrotte, diese Tochter reicher Eltern, war anscheinend Teil der Pariser jeunesse dorée. Sie war ein Hohlkopf, und sie soll eine Swapperin gewesen sein – eine, die ständig die Gefäße wechselt. Darauf zumindest deutet Francescos Äußerung hin, Juliette Perrotte habe sehr viele Klone besessen. Wofür? Vermutlich für irgendwelche ausgefallenen Kicks. Welche? Unklar. Mein One-Night-Stand mutmaßt, es sei nicht um Sex gegangen, was ich allerdings für unwahrscheinlich halte. Es geht meistens um Geld oder Sex. Und Geld besaß sie ja. Perrotte war hochintelligent, arbeitete als Programmiererin. Sie versuchte, Cogits sicherer zu machen, damit diese nicht gehackt werden können. Ferner hat sie eine Verbindung ungeklärter Natur zum Kieselkaiser. Und zu guter Letzt ist da noch jemand im Spiel, der ebenfalls herumschnüffelt – unser Freund im Jedermann-Anzug.

Passt alles zusammen wie Hamlet und Omelett. Während das Taxi lautlos über das Pariser Kopfsteinpflaster gleitet, rufe ich Mumeishi an. Ich würde von meiner Auftraggeberin gerne wissen, ob sie etwas über den Kieselkaiser, das Bodyswap-Hobby oder andere Aspekte weiß. Frau Anwältin geht allerdings nicht ran, was möglicherweise ganz gut ist. Während ich an sie denke, beginnt meine Kiefermuskulatur zu arbeiten, mein ganzer Körper spannt sich. Vermutlich hätte ich sie angemaunzt. Ich mag es nicht, wenn man mir Sachen über eine Milchtüte verschweigt. Theoretisch könnte Mumeishi bezüglich der oben genannten Details ahnungslos gewesen sein. Ist aber eine schwachsinnige Theorie.

Ich spreche ihr auf die Mailbox, bitte um Rückruf, dringend. Nachdem ich aufgelegt habe, lasse ich das Taxi an einer Straßenecke anhalten. Bis zu Perrottes Wohnung ist es noch

ein kleines Stück, aber ich will diesmal nicht vorfahren. Falls weitere Parteien im Spiel sind, könnte es sein, dass jemand die Bude observiert. Ich steige aus und steuere das nächstbeste Café an. Dort öffne ich mir ein paar Fenster und recherchiere bei einem Kaffee mithilfe der Amanuensis-Software einige Dinge, die ich wissen muss.

Da ist zunächst die Sache mit den Klonen – Gefäße, wie die Hohlköpfe das nennen. Wie ich erfahre, gibt es alle Varianten. Wer sehr reich ist, kann sich die Dinger von einem Klondesigner maßfertigen lassen. Das Gros der Bodyswapper, Gefäß-User, Schlüpfer – wie auch immer man sie nennen möchte – verwendet hingegen Klone von der Stange. Die Auswahl scheint ordentlich zu sein, wenn auch nicht riesig. Der Markt ist noch zu klein. Dem Amanuensis zufolge gibt es weltweit zehn Komma drei Millionen Quants, ein viertel Prozent der Weltbevölkerung.

Wer es billig braucht, kann sich auch ein Leihgefäß besorgen. In Paris gibt es zwei, und die heißen tatsächlich so, Klonerien, die derlei anbieten. Leihen ist jedoch, das erfahre ich bei meiner Lektüre, nicht jedermanns Sache. Hygiene ist das eine. Wer weiß schon, welche Sauereien die vorherigen User mit dem Körper angestellt haben? Dann wäre da der Sicherheitsaspekt. Man muss sein Cogit in das e-Cephalon des Leihgefäßes uploaden. Dies geschieht per Funk, und zwar in der Regel dort, wo man den Klon mietet. Nicht jeder möchte seine hochheiligsten Daten durch ein fremdes Netzwerk jagen.

Perrotte ist erstens IT-Expertin und zweitens wohlhabend. Die Leihklonerien scheiden also aus. Sie hat sicher ihre eigenen Gefäße. In ihrer Wohnung waren die allerdings nicht. Wo dann?

Ein weiterer Punkt ist der Kieselkaiser. Der Amanuensis kollatiert mir ein mehrminütiges Holodossier, das ich auf dem Tisch abspielen kann. Kieselkaiser ist lediglich ein Spitzname, den die Klatschpresse für Charles II. verwendet. Ein anderer lautet Lord Pebbles. Korrekt tituiert wird er als ›Seine königliche Hoheit Charles Leopold Guillaume Félix, Großherzog von Pallas-Vestas, Herzog von Ceres, Graf von Makemake und Hamea, Edler von Oort‹.

Sein immenses Vermögen verdanken Lord Pebbles und das Haus Pallas dem Spacemining. Charles' Vorfahren gehörten zu den Ersten, die verstanden, dass Asteroiden sich irgendwann würden ausbeuten lassen. Als der Abbau von Edelmetallen aus dem Geröllgürtel zwischen Mars und Jupiter an Fahrt aufnahm, zahlte sich diese Weitsicht aus. Die Familie des Kieselkaisers kommt dem Bericht zufolge ursprünglich aus Luxemburg – ein kleines Land, das irgendwo zwischen den EURUS-Sektoren Est-Bourgogne und Rheinland lag.

Ich lasse das Dossier weiterlaufen. Als die Nationalstaaten zerfielen, ließ Charles I., der Vater des jetzigen Herzogs, die Station Berg Orbital bauen und verlagerte seinen Sitz ins All. Zudem rief er sich zum Herrscher über den Asteroidengürtel aus. Dass irgendein Staatsoberhaupt einfach unten diktatorisch macht und seinen Regierungsapparat nach oben verlagert, klingt irrwitzig. Aber das kleine Land war im damals noch weitgehend leeren All eine Art ökonomische Weltmacht, so wie Holland im siebzehnten Jahrhundert oder Portugal im sechzehnten. Die luxemburgische Marine besaß mehr Raumschiffe als EURUS und CANFED zusammen. Aufgrund der Probleme nach dem Turing-Zwischenfall waren die meisten Länder und Föderativen außerdem anderweitig beschäftigt. Last but not least bot der Großherzog an, für seine neu

geschaffenen Territorialrechte zu bezahlen – mit Bergen von Palladium, Platin, Kobalt, Silber. Deshalb kam er mit der Nummer durch.

Ich schalte das Dossier aus und diktiere eine Nachricht an Neon Chapelle vom ›Tatler‹. Der Chefredakteur des Londoner Klatschblatts weiß vermutlich noch mehr interessante Sachen über den Kieselkaiser. Praktischerweise ist er mein Ex-Freund. Ich frage ihn, ob er mit mir essen geht. Als ich fertig bin, zahle ich und mache mich auf, um Perrottes Wohnung einen weiteren Besuch abzustatten.



In alten Filmen haben Privatdetektive stets verschiedene Visitenkarten zur Hand, damit sie sich als Gott-weiß-wer ausgeben können. Ich hingegen habe an die fünfzig Holomasques gespeichert, die ich jederzeit überstülpen kann – Elektroinstallateur, Verkehrspolizist, Penner und so weiter. Sie sind natürlich gehackt, damit ich sie ohne Brassard tragen kann, auch wenn das ein bisschen illegal ist.

Heute nehme ich den Pizzaboten. Es ist etwa halb zwei, weswegen das eine durchaus passende Verkleidung ist. Bevor ich die Masque aktiviere, kaufe ich mir bei einem Take-away eine Capricciosa. Kurze Zeit später stehe ich in rotem Overall und mit einem Pappkarton in der Hand vor der Hausnummer 75 und tue so, als klingelte ich. Nach einer kurzen Wartezeit gebe ich den Digicode ein.

In Perrottes Wohnung sieht es noch genauso aus wie beim letzten Mal – falls hier inzwischen jemand herumgeschnüffelt haben sollte, war er diskret. Ich stelle die Pizza in der Küche ab und nehme mir ein Stück. Schmeckt nicht besonders.

Ich esse es dennoch. Währenddessen wandere ich ziellos durch die Räume. Mein Augenmerk gilt vor allem Hinweisen auf Perrottes hypothetisches Gefäßlager.

Dummerweise bin ich mir sicher, dass ich beim ersten Besuch bereits sämtliche Schubladen und Schranktüren geöffnet habe. Wäre da irgendwo eine Schlüsselkarte mit der Aufschrift ›Geheimes Klonlabor‹ gewesen, hätte ich sie gefunden. Wo also könnte ich noch suchen? Eigentlich nur in der Küche. Als ich dort herumstöbere, wird mir bewusst, dass ich beim ersten Mal schlampig vorgegangen bin. Zwar habe ich in die Schränke geschaut, aber nicht in sämtliche Teedosen, Müslipackungen oder Becher – ein verdammter Anfängerfehler. Wie man am Rest der Wohnung sehen kann, ist Juliette Perrotte kein besonders ordentlicher Mensch. Man muss also damit rechnen, dass sie Dinge auf unorthodoxe Weise verstaut oder sie schlichtweg verlegt.

Tatsächlich finde ich so einiges: zwischen den Marmeladengläsern eine Zahnpastatube, hinter dem Reis einen Stapel mit einem Gummiband zusammengehaltene Einmalfahrkarten für die Metro, noch gültig. Das alles bringt mich nicht weiter, bestätigt aber meine Theorie bezüglich Perrottes Naturell – auch schön.

Dann finde ich es. In einer roten Blechdose von »La Olga«, der berühmten Petersburger Konditorei, sind keine Kekse, sondern Pässe, insgesamt sechs Stück. Ich habe irgendwo gelesen, dass Leute früher nur einen Pass besaßen, ausgestellt für das Territorium, in dem sie geboren wurden – eine absurde Vorstellung. Heutzutage verkaufen die meisten Förderativen ihre Pässe an jeden, der zahlen kann. Papiere für quasi unbewohnbare Territorien wie Australien oder den Großkongo kosten weniger als ein Monatsgehalt.